

Limmat Verlag

---

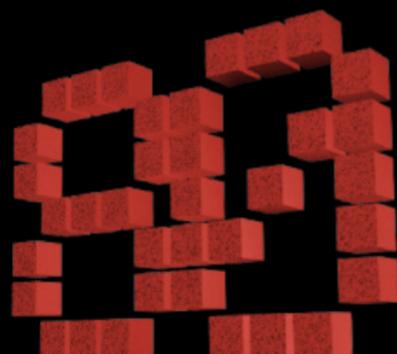
**Wir wollen alles, und zwar subito!**

Die Achtziger Jugendunruhen in der  
Schweiz und ihre Folgen

---

**Herausgegeben von Heinz Nigg**

Mit DVD und Website [www.sozialarchiv.ch/80](http://www.sozialarchiv.ch/80)



---

**1980:** Scheinbar aus heiterem Himmel brachen in Zürich, Bern, Basel und in anderen Schweizer Städten Jugendkrawalle aus. Die Öffentlichkeit staunte über diese neu entstandene soziale Bewegung, die mit Fantasie verblüffte und mit Gewaltbereitschaft erschreckte. Obwohl ihre Anliegen – neue Wohnformen, kulturelle Freiräume, Legalisierung weicher Drogen, Kampf dem Überwachungsstaat – und ihr Slogan «Wir wollen die ganze Stadt!» damals auf begrenztes Verständnis stiessen, nahm sie viele Themen vorweg, die die Gesellschaft bis heute beschäftigen.

«Wir wollen alles, und zwar subito!» ist ein Referenzbuch mit Website und DVD zur Aufarbeitung der Geschichte der Achtziger. Porträts und Texte von einstigen Aktivistinnen und Aktivisten, eine reichhaltige Dokumentation von Flugblättern, Bewegungszeitungen, Fotos, Audios und eine Kompilation von Ausschnitten aus Bewegungsvideos sowie Presseberichte, wissenschaftliche Auswertungen und eine Chronologie rekapitulieren den plötzlichen Aufbruch und was aus ihm geworden ist – ein kritischer Blick zurück auf ein aufschlussreiches Kapitel jüngster Sozialgeschichte in der Schweiz. Die Kombination von Buch, Website und DVD ermöglicht eine audiovisuelle Annäherung an eine Bewegung, die es meisterhaft verstand, mit den Mitteln medialer Ästhetik auf ihre Anliegen aufmerksam zu machen.

*«Allen, die an lebendig skizzierter, kritischer wie auch selbstkritischer, griffiger und jargonfreier Zeitgeschichte liegt, sei dieses Buch dringend empfohlen.» Peter Studer, Züritipp*

*«Wer sich für die jüngere Sozial- und Kulturgeschichte der Schweiz interessiert, für den ist «Wir wollen alles, und zwar subito!» spannende Pflichtlektüre.» Raphael Zehnder, Basler Zeitung*

*«An diesem Band kommt nicht vorbei, wer Genaueres zu Voraussetzung, Hergang und Wirkung der Unruhen in der ruhig gestellten Stadt wissen will.» Tages-Anzeiger*

*«Wer in seinem Leben nie vor der Frage gestanden ist, wieso man sich zum Rädchen machen lassen soll in der Maschine, die den Schein dieser hirnrissigen Normalität immer neu schafft, hat seine Jugend verpasst – und wer sich danach sofort widerspruchslos zum Rädchen machen liess, seine jugendliche Radikalität.» Wochenzeitung WOZ*



---

## Heinz Nigg

Heinz Nigg studierte Ethnologie, Geschichte und Politikwissenschaft an der Universität Zürich. Er ist freiberuflich tätig als Ethnologe und Kulturschaffender. Seine Arbeitsfelder sind soziale Bewegungen, Alternativkultur, Jugendprotest, Migration, urbane Entwicklung, Medienkunst und Visuelle Anthropologie.

Heinz Nigg gehörte in den 70er und 80er Jahren zu den Wegbereitern der community arts und community media Bewegung in England und der Schweiz.

Ebenfalls im LimmatVerlag erschienen:

Da und fort. Leben in zwei Welten. Immigration und Binnenwanderung in der Schweiz.  
Zürich 1999.

Wir sind weniger, aber wir sind alle. Biografien aus der 68er-Generation in der Schweiz.  
Zürich 2008.

Global Town Baden. 30 Porträts aus einer urbanen Region. Zürich 2010.

Website von Heinz Nigg: [av-produktionen.ch](http://av-produktionen.ch)

---

Wir wollen alles, und zwar subito!  
Die Achtziger Jugendunruhen in der  
Schweiz und ihre Folgen

---

*Herausgegeben von Heinz Nigg*

*Mit Beiträgen von*

Felix Aeppli, Paul Bösch, Caroline Bühler, Marianne Fehr, Katrin Hafner, Michael Haller, Christian Hubschmid, Emanuel Hurwitz, Urs Kälin, Werner Kramer, Fredi Lerch, Hanspeter Kriesi, Heinz Nigg, Stephan Ramming, Thomas Ribi, Thomas Rüst, Christian Schmid, André Seidenberg, Thomas Stahel, Juri Steiner, Daniel Suter, Marco Tackenberg, Dominique Wisler, Marianne Zelger-Vogt und Marc Zollinger.

*Mitarbeit bei Archivrecherchen, Chronologie und Bibliografie*

Beat Cadruvi, Sabine Fischer, Claudia Graf, Frank Hyde-Antwi, Markus P. Kenner, Ruedi Müller, Valérie Périllard, Thomas Stahel und Dominik Straumann

*Mitarbeit Website [www.sozialarchiv.ch](http://www.sozialarchiv.ch) / 80*

Margreth Stammbach und Thomas O. Maurer

*Mitarbeit Video «Stadt in Bewegung» (DVD)*

Christoph Burkhard

*Webadresse für die Videos «Stadt in Bewegung»:*

<http://www.sozialarchiv.ch/archiv/bestaende/bild-ton/videosammlung-stadt-in-bewegung/>

*Limmat Verlag  
Zürich*

## Vorwort

1980. ....	10
<i>Heinz Nigg</i>	

## Porträts: Die Achtziger blicken zurück

Als die Jugend Ärger machte – Einleitung. ....	14
<i>Stephan Ramming</i>	
Markus P. Kenner: «Jetzt liegt die Macht auf der Gasse». ....	21
Giovanni «Fashion» Schumacher: «Plötzlich so ein Blues» . . . . .	27
Stephan Laur: «Schichtweise lag die Scheisse da!» . . . . .	33
Antonella Martegani: «Wie in Italien, so heiss war die Stimmung» . . . . .	40
Astrid Spirig: «Singen als Kick – nicht aufgeben, weiter!» . . . . .	46
Rosa Schwarz: «Von der Sippe zur Interessengemeinschaft» . . . . .	52
Grazia Pergoletti: «Wir sind die Königskinder» . . . . .	58
Patrizia Loggia: «Werte vertreten, die nicht im Trend liegen» . . . . .	64
<i>Alle Interviews: Heinz Nigg</i>	
Franz L. Meier: «Ein Geruch wie Sommerregen» . . . . .	70
<i>Interview: Fredi Lerch</i>	
Christian Aebli: «Wir haben auf unseren Rechten beharrt» . . . . .	75
Gabi Kopp: «Im «Widder» machten alle alles» . . . . .	80
Claude Hentz: «Gegen die Mühlen des Apparats» . . . . .	86
Richard Wolff: «Zürich wurde Teil vom Rest der Welt» . . . . .	93
Christine Goll: «Endlich Räume zum Lernen!» . . . . .	99
Bernard S.: «Lözane Bouge!» . . . . .	105
<i>Alle Interviews: Heinz Nigg</i>	
Heinz Nigg: «Heisses Material aus einer langen Nacht» . . . . .	111
<i>Interview: Stephan Ramming</i>	

## Mails/Zuschriften

11 Beiträge . . . . .	117
-----------------------	-----

## Die Achtziger Bewegung in Dokumenten: Flugblätter

Auswahl aus der Sammlung des Sozialarchivs Zürich . . . . .	137
---	-----

## Presseberichterstattung zwanzig Jahre danach

### Tages-Anzeiger-Serie: Bewegtes Zürich

1980: «Züri brännt» . . . . .	180
<i>Christian Hubschmid</i>	
Der Beginn eines heissen Sommers . . . . .	181
<i>Thomas Rüst</i>	
Delegiert waren alle und niemand . . . . .	185
<i>Paul Bösch</i>	
Achmed von Wartburg, «Bewegter» . . . . .	189
<i>Aufgezeichnet von Christian Hubschmid</i>	
Strassengewalt und Staatsgewalt . . . . .	191
<i>Daniel Suter</i>	
Daniel Wagner, Polizist . . . . .	196
<i>Aufgezeichnet von Christian Hubschmid</i>	
Im AJZ keimte eine neue Gesellschaft . . . . .	198
<i>Emanuel Hurwitz</i>	
Wie die Medien die Krise bewältigten . . . . .	204
<i>Michael Haller</i>	
Christoph Schaub, Filmemacher . . . . .	207
<i>Aufgezeichnet von Christian Hubschmid</i>	
Eine Subkultur auf Müllern und Brechen – Kunst und Kultur der «Bewegung» . . . . .	209
<i>Juri Steiner</i>	
Ein Streitgespräch zeigt auf, dass die alten Fronten immer noch bestehen. . . . .	215
<i>Mit: Umberto Blumati, Alfred Gilgen, Emilie Lieberherr und Didi Weidmann</i>	
<i>Moderation: Marc Zollinger</i>	
Warum brannte Zürich so heftig? . . . . .	225
<i>Hanspeter Kriesi</i>	
Leonhard Fünfschilling, Vermittler. . . . .	229
<i>Aufgezeichnet von Christian Hubschmid</i>	
Kämpfen – wofür? Jugendliche im Gespräch . . . . .	231
<i>Mit: Jonas, Elia, Dominique, Vepi und Sabrina</i>	
<i>Moderation: Katrin Hafner</i>	
Zürich wurde bewegt – so oder so . . . . .	235
<i>Christian Hubschmid</i>	
Vom AJZ zum Platzspitz . . . . .	238
<i>André Seidenberg</i>	
<b>Weltwoche</b>	
Die Kulturleichen tanzen nach neuen Takten . . . . .	242
<i>Marianne Fehr</i>	
<b>Neue Zürcher Zeitung</b>	
«Die Krawalle haben dem Opernhaus geholfen»	
Ein Gespräch mit dem ehemaligen Opernhausdirektor Claus Helmut Drese. . . . .	252
<i>Marianne Zelger-Vogt und Thomas Ribli</i>	

## Die Achtziger Bewegung in Dokumenten: Zeitungen

<b>Bern</b>	
Reithalle – autonom von Anfang an . . . . .	262
<i>Drahtzieher Nr. 1. Bern, Dezember 1980</i>	
Just another brick in the krawall . . . . .	263
<i>Drahtzieher Nr. 1. Bern, Dezember 1980</i>	
Um Antwort wird gebeten . . . . .	263
<i>Drahtzieher Nr. 8. Bern, Juni 1981</i>	
<b>Zürich</b>	
Lust oder Frust? . . . . .	270
<i>Stilet Nr. 54. Zürich, Januar/Februar 1980</i>	
Rock als Revolte – eine Selbstdarstellung (ohne Gewähr). . . . .	271
<i>Stilet Nr. 55. Zürich, April/Mai 1980</i>	
Wo bleibt die Moral? – Ein Kommentar zu den Plünderungen und den fliegenden Pflastersteinen . . . . .	273
<i>Anna R. Christen/Stilet Nr. 56. Zürich, Juni/Juli 1980</i>	
Wir wünschen allen schöne Weihnachten . . . . .	281
<i>Eisbrecher Nr. 6. Zürich, 6. Dezember 1980</i>	
Die autonomen Lemminge . . . . .	286
<i>Markus Rüegg/Kamikaze Nr. 1 Zürich, Mai 1981</i>	
Privat . . . . .	296
<i>AG Renovation, AG Beiz u. a. (Hrsg.). Speisewagengesellschaft.</i>	
<i>Die Zeitung von vis-à-vis. Zürich, 1981</i>	
<b>Wissenschaftliche Beiträge</b>	
Bewegte Bilder – Eine Art Einleitung. . . . .	306
<i>Hanspeter Kriesi</i>	
Die Achtziger – Porträt einer Bewegung. . . . .	336
<i>Heinz Nigg</i>	
Wir wollen die ganze Stadt! – Die Achtziger Bewegung und die urbane Frage. . . . .	352
<i>Christian Schmid</i>	
Die Massaker von 1932 – und die Folgen	
Ein Vergleich des polizeilichen Ordnungsdienstes in Genf und Zürich. . . . .	369
<i>Marco Tackenberg und Dominique Wisler</i>	
Unangemessene Wünsche und männerfreie Zonen – Die autonome Frauenbewegung in Bern . . . . .	381
<i>Caroline Bühler</i>	
WO WO WONIGE! – Die Bedeutung des Wohnens für die Zürcher Jugendbewegung. . . . .	392
<i>Thomas Stahel</i>	
Dienst der Versöhnung – Das Engagement der Kirchen anlässlich der Zürcher Jugendunruhen 1980–82 . . . . .	400
<i>Werner Kramer</i>	
Vom unerreichbaren Ort des unerreichbaren Glücks	
Die Achtziger Bewegung im Spiegel des Schweizer Spielfilms . . . . .	408
<i>Felix Aeppli</i>	

## Chronologie

Basel . . . . .	420
Bern. . . . .	423
Lausanne. . . . .	430
Zürich . . . . .	432
Übrige Schweiz . . . . .	449
Deutschland . . . . .	451
Niederlande . . . . .	458
Italien. . . . .	460

## Materialien

<b>Website <a href="http://www.sozialarchiv.ch/80">www.sozialarchiv.ch/80</a></b>	
Übersicht . . . . .	466
Zwischen Persönlichkeitsschutz und Recht auf freie Information	
Der Zugang zu Akten und Sammlungen von neuen sozialen Bewegungen	
am Beispiel des Schweizerischen Sozialarchivs. . . . .	467
<i>Urs Kälin</i>	
<b>Videoarchiv «Stadt in Bewegung»</b>	
Übersicht . . . . .	474
Express yourself	
Über das Videoschaffen in der Jugendbewegung der Achtzigerjahre. . . . .	475
<i>Heinz Nigg</i>	
Katalogübersicht . . . . .	480
Register . . . . .	496
<b>Kompilationsvideo «Stadt in Bewegung»</b>	
Ausschnitte aus Bewegungsvideos CH 1980 bis 1994 . . . . .	499

## Anhang

Bildnachweis . . . . .	518
Bibliografie . . . . .	520

## Beilage

DVD «Stadt in Bewegung»	
-------------------------	--

### 1980

Scheinbar aus heiterem Himmel brachen in Zürich, Bern, Basel und in anderen Schweizer Städten Jugendkrawalle aus. Die Öffentlichkeit staunte über eine neu entstandene soziale Bewegung, die mit Fantasie verblüffte und mit Gewaltbereitschaft erschreckte. Obwohl ihre Anliegen – neue Wohnformen, kulturelle Freiräume, Legalisierung weicher Drogen, Kampf dem Überwachungsstaat – und ihr Slogan «Wir wollen die ganze Stadt!» damals auf begrenztes Verständnis stiessen, nahm sie viele Themen vorweg, die die Gesellschaft bis heute beschäftigen.

«Wir wollen alles, und zwar subito!» ist ein Referenzbuch zur Aufarbeitung der Geschichte der «Achtziger». Porträts und Texte von einstigen Aktivistinnen und Aktivisten, eine reichhaltige Dokumentation von Flugblättern, Bewegungszeitungen, Videos sowie Presseberichte, wissenschaftliche Auswertungen und eine Chronologie rekapitulieren den plötzlichen Aufbruch und was aus ihm geworden ist. Das Buch ermöglicht einen kritischen Blick zurück auf ein aufschlussreiches Kapitel jüngster Sozial- und Kulturgeschichte der Schweiz. Eine Kombination von Text, Bild und Ton ermöglicht die transdisziplinäre Erforschung einer Bewegung, die es meisterhaft verstand, mit den Mitteln medialer Ästhetik auf ihre Anliegen aufmerksam zu machen.

Anstoss für die Entstehung dieses Werks über die Achtziger Bewegung war ein Rettungsprojekt von Memoriav, der Vereinigung zur Erhaltung des audiovisuellen Kulturgutes der Schweiz. Mehr als hundert Videos aus den unruhigen achtziger Jahren konnten vor dem Zerfall bewahrt und zum Videoarchiv «Stadt in Bewegung» zusammengefasst werden. Dieses wurde sowohl im Bundesarchiv in Bern als auch im Schweizerischen Sozialarchiv in Zürich zugänglich gemacht. Heute sind die Videos von «Stadt in Bewegung» auch online zugänglich:

Die Wochenzeitung WOZ und der WOZ-Recherchierfonds ermöglichten die Herstellung einer Reihe von biografischen Interviews mit AktivistInnen und SympathisantInnen der Achtziger Bewegung aus der ganzen Schweiz. Diese Interviews führte ich im Frühjahr und Sommer 2000 durch. Ich stiess bei meinen GesprächspartnerInnen auf grosse Offenheit und Bereitwilligkeit, über die Ereignisse in den 80er Jahren zu berichten.

Anita Ulrich und Urs Kälin vom Schweizerischen Sozialarchiv verschafften mir

und meinen MitarbeiterInnen freien Zugang zu den Archivbeständen der Achtziger Bewegung. Der «Tages-Anzeiger», die «Weltwoche» und die «Neue Zürcher Zeitung» gaben Zeitungsartikel zum Abdruck frei, die zwanzig Jahre nach Ausbruch der Jugendunruhen erschienen sind und sich mit den damaligen Ereignissen auseinandersetzen.

Eine anregende Zusammenarbeit entwickelte sich mit den AutorInnen der wissenschaftlichen Beiträge. Ihre Analysen der Achtziger Bewegung aus der Optik verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen und Fragestellungen ergänzen sich gegenseitig zu einem kulturwissenschaftlichen Diskursfeld, das zusammen mit den journalistischen Beiträgen und den Dokumenten Impulse für weitere Forschungen liefert.

Ohne die finanzielle Unterstützung der Stadt- und Kantonsbehörden von Basel, Bern und Zürich sowie von gemeinnützigen Stiftungen und von kirchlicher Seite wäre das Projekt nicht realisierbar gewesen.

Ihnen allen sowie den freien MitarbeiterInnen, die bei den Recherchen für die Chronologie, die Bibliografie, der Sammlung von Dokumenten aus der Achtziger Bewegung und der Gestaltung der Website, des Buchs und der Herstellung der DVD mitgewirkt haben – David Böhner, Christoph Burkhard, Beat Cadruvi, Michael Fankhauser, Sabine Fischer, Claudia Graf, Frank Hyde-Antwi, Markus P. Kenner, Thomas O. Maurer, Ruedi Müller, Thomas Stahel und Dominik Straumann – ein herzliches Dankeschön! Weiter danke ich allen VerfasserInnen von Zuschriften unter der Rubrik «Mail», Marianne Fehr für ihre Mitarbeit beim Lektorat, Jürg Zimmerli vom LimmatVerlag für die freundschaftliche Zusammenarbeit und an die TeilnehmerInnen der Lehrveranstaltung «Cultural Studies» des Ethnologischen Seminars der Universität Zürich für Kritik und Anregungen. Ein besonderer Dank geht an Erwin Künzli vom Limmat Verlag, der sich sehr für die Neuauflage von «Wir wollen alles, und zwar subito!» als E-Book engagiert hat.

*Zürich, Sommer 2014, Heinz Nigg*



## Porträts: Die Achtziger blicken zurück

---

WochenZeitung-Serie

erschieden vom

13. April bis 23. November 2000

### Als die Jugend Ärger machte – Einleitung

*Stephan Ramming*

Als sich in der Nacht vom 30. auf den 31. Mai 1980 in Zürich der Opernhaus-Krawall ereignet, schlafe ich zufrieden im Haus meiner Eltern. Mit dem Butterbrot in der Hand höre ich in den Frühnachrichten von eingeschlagenen Schaufenstern, Plünderungen und Tränengas. Die Meldung sticht zwischen Wetterbericht und Sportresultaten merkwürdig heraus. Keine Ahnung, ob es an der Ausführlichkeit liegt, am Tonfall der Sprecherstimme, die nicht nur das Ereignis, sondern auch dessen Ungehörigkeit zu rapportieren scheint und zu verstehen gibt, dass etwas Aussergewöhnliches geschehen ist. Eine gewalttätige Strassenschlacht, bei uns, in der Schweiz, in Zürich! Ich beeile mich wie immer, rechtzeitig vom Dorf zur Schule im Kantonshauptort zu kommen. Die erste Stunde ist Deutsch. Der Lehrer kommt in die Klasse, legt das Buch beiseite und fragt, ob wir auch die Nachrichten gehört haben, dass Gewalt wohl das Letzte sei, um den Forderungen nach einem Jugendzentrum Nachdruck zu verleihen, und überhaupt, ob wir, verschlafener GymnasiastInnenhaufen, der wir sind, denn überhaupt eine Meinung haben. Auch mein braver Deutschlehrer hat offenbar das Aussergewöhnliche der Nachrichtenmeldung wahrgenommen. Es folgt für die Verhältnisse des verschlafenen GymnasiastInnenhaufens eine einigermaßen angeregte Diskussion; als siebzehnjähriger Schüler ist man vernünftig und gegen Gewalt, aber sechzig Millionen Franken für das Opernhaus sei viel Geld, wenn im Gegenzug den Jungen nichts gegönnt werde, Opern seien zwar berechtigt, aber Rockmusik und Jugendhaus lägen uns halt schon näher. Frisch löst ein Votum das andere ab. Wie alle anderen endet auch diese Deutschstunde mit der Pausenglocke.

Der Sommer kommt, ich rutsche wegen meiner Begeisterung für Punk in die eine oder andere Demo, lande wegen eines Irrtums der Polizei einmal sogar auf der Wache, organisiere in der kleinen Kantonshauptstadt wie bislang Konzerte, probe weiter mit einer Punkband, schreibe für die Schülerzeitung und für Fanzines. In den Sommerferien will ich nach London fahren. Dank familiärer Beziehungen kann ich das Geld für die Reise erstmals nicht beim Gemeindeförster im Wald, sondern mit einem vierwöchigen Job im NZZ-Archiv verdienen. Ich wohne also im Zürcher Seefeld. Tagsüber schneide ich Artikel aus, klebe sie mit Pelikanol auf grosse Bögen, ordne,

archiviere, stelle von den Redaktoren angeforderte Dossiers zusammen und bringe sie in die Büros. Nach Feierabend setze ich mich ins Tram Nummer 4, fahre zum – unterdessen der bewegten Jugend zur Verfügung gestellten – AJZ hinter dem Hauptbahnhof und hänge dort bis zur letzten Rückfahrt herum. Am nächsten Morgen lese ich dann in der NZZ, was sich jeweils am Vortag ereignet hat. Ich frage meinen Chef, ob ich mir zum Privatgebrauch Kopien von den entsprechenden Artikeln zu den «Unruhen» machen dürfe. Ich darf. Die vier Wochen gehen vorbei, ich sehe in London die Stranglers, Tempole Tudor, Nine Below Zero, werde im Herbst nur provisorisch ins nächste Semester versetzt, die Behörden schliessen das AJZ zum ersten Mal, es gibt wieder Demos, Strassenschlachten, in meinem Dorf wurden auffällig gewordene Freunde psychiatrisiert, einer verschwand für einige Wochen ins AJZ nach Zürich, und so ging alles weiter, schwoll an und ab im Strudel der biografischen Gezeiten – Schnitt: Hier endet die Fiktion einer möglichen autobiografischen Erzählung.

#### *Jubiläum? Jahrestag? Andenken?*

Zwanzig Jahre Opernhaus-Krawall: Welche Redeweise ist, nachdem Vor- und Nachteile der autobiografischen Rede als mögliche Erzählvariante vorgestellt sind, dem Ereignis angemessen? Zunächst einmal ist ja nicht der Opernhaus-Krawall das Ereignis, von dem hier die Rede ist, sondern sein zwanzigstes Jubiläum. Bereits das Wort Jubiläum aber ist insofern fragwürdig, als es nach JublerInnen und nach etwas Bejubeltem verlangt, nach Leuten, die sich freuen, die zudem etwas erreicht haben, nämlich wenigstens die Aufnahme in den Kreis der Jubelnden. Deren Applaus liesse den Jubilar nun in noch hellerem Glanz erstrahlen, auf dass etwas von diesem Glanz wiederum zurückfallen möge auf die Jubelnden. Bevor sich dieser Vorgang ereignet und man überhaupt von einem Jubiläum sprechen könnte, müsste aber geklärt sein, wer worüber aus welchen Gründen und Interessen jubelt oder sich bejubeln lässt. Das ist in Bezug auf zwanzig Jahre Opernhaus-Krawall und das allfällige Jubiläum offen. Es gab keinen Maximo Líder, und eine Gedenktafel wird auch nicht enthüllt. Jahres- oder Gedenktag als alternativer Vorschlag für das Wort Jubiläum ist ebenfalls nicht geeignet. Das klingt unpassenderweise zu sehr nach Kriegsende, Pearl Harbour oder Morgarten.

Auch am Wort Opernhaus-Krawall zeigt sich das Problem der angemessenen Redeweise: Zwar ist das Wort in dem Sinne bereits bestens eingeführt, als dass zumindest in der Schweiz die meisten über Dreissigjährigen ungefähr wissen, welches Ereignis damit gemeint ist; wenn aber «Opernhaus-Krawall» das initiale Ereignis für die Jugendbewegung der Achtzigerjahre bezeichnet, die so viel aufgebrochen, ausgelöst und vorweggenommen haben soll, rückt dann das Wort Krawall dieses Ereignis nicht in die Nähe einer ganz und gar apolitischen, gemütlichen Kneipenschlägerei? Verweist das Wort Oper nicht irgendwie gemütvoll aufs Operettenhafte? War der Opernhaus-Krawall also eine inszenierte, kleine Hauererei?

Natürlich nicht, aber diejenigen, die das Wort Opernhaus-Krawall als bedeutungsvolles Zeichen geprägt haben – ich vermute, es war ein NZZ-Redaktor –, waren weitsichtig: Das Unerhörte und Ungehörige der Tatsache, dass sich Jugendliche in einem reichen, zufriedenen, wohlhabenden Land mit der Forderung nach Raum für selbstbestimmte kulturelle Aktivitäten sichtbar machen, dabei Verwirrung stiften und gewaltbereit gegen die Benimmregeln der Macht verstossen, musste mit einem Wort belegt werden, das die Gefahr der Vorgänge erkennt, benennt und bannt – nicht einmal so sehr im Hinblick auf die Gegenwart als vielmehr vorausschauend im Hinblick auf seine mögliche Bedeutung in ferner Zukunft, wenn das Ereignis geschichtlich geworden sein wird.

Diese ferne Zukunft ist heute. Fast zwanzig Jahre sind vergangen, und das rundliche Datum des Geschichte gewordenen Opernhaus-Krawalls fragt nach der Erzählung oder vielmehr nach der Neu-Erzählung der Ereignisse. Wie soll nun aber diese Geschichte erzählt, eingeordnet und bewertet werden? Und von wem? Gerne möchte man naiv ausrufen: von mir! Vom Autor dieses Textes, von der WoZ! Und das nicht nur in der WoZ, sondern mit dieser Ausgabe, den geplanten Artikeln und der Porträtserie über Beteiligte auch von der WoZ. Schliesslich ist die Gründung der WoZ 1981 eng mit der Achtziger Jugendbewegung und mit dem Opernhaus-Krawall verknüpft. Die eigene Geschichte schreiben! Teilhabe am Historisierungsprozess!

Wie gesagt: Das hätte Charme, aber es wäre naiv. Denn im Sinne ihrer politisch definitionsmächtigen Festschreibung ist die Geschichte des Opernhaus-Krawalls und der Achtziger Jugendbewegung längst abgeschlossen. Die Jugend stand auf, rebellierte, der Staat hat die Gefahr erkannt und entsprechend reagiert. Unter diesen Voraus-

setzungen ist das, was geleistet werden kann, Erzählvarianten innerhalb desjenigen historisierenden Diskurses vorzustellen, die allerdings nicht aus dem bereits festgeschriebenen Diskurs der Macht ausbrechen können; ihm untersteht jede historische Neu-Erzählung, indem sie, schon bevor sie überhaupt zu Sprache oder zum Zeichen werden kann, automatisch als subalterne Erzählvariante in Konkurrenz zum Macht-Diskurs tritt, der im Zuge des Opernhaus-Krawalls abschliessend festgeschrieben worden ist. Die Ironie aber, die dieser Mechanik der Vergeblichkeit innewohnt, macht die Erzählung von neuen Varianten dennoch sinnvoll, vielleicht sogar spektakulär. Denn die Ereignisse um die Jugendbewegung sind gerade dafür Beispiel, wie sich die Jugend damals exemplarisch als unsichtbarer Teil der Gesellschaft plötzlich sichtbar machte, sich formierte, formulierte und dieser Vorgang des Protestes vom herausgeforderten Diskurs der Gesellschaft in die Sphäre der Macht absorbiert worden ist.

Denn immerhin: Zwar steht man, wird heute das Wort Opernhaus-Krawall oder Achtziger Jugendbewegung verwendet, in jener typisch helvetischen, eigenartig geschlechtslos-aseptischen Genealogie von Ereignissen wie Globus-Krawall, Generalstreik, Saubannerzug usw. als monströs freundliche Beispiele für die Funktionstüchtigkeit des Konsens- und Konkordanzmolochs Schweiz!, Suisse!, Svizzera!, doch es gab 1980 jenseits vom biografischen Stalingrad an inneren Ostfronten auch Inhalte und Kämpfe an politisch-gesellschaftlichen Bruchlinien, die heute in veränderter Gestalt virulent sind: Das macht den Opernhauskrawall und die Neu-Erzählung von ganz unterschiedlichen Ereignissen, Biografien und Geschichten interessant.

### *Die Ausdehnung des kulturellen Raumes*

Nimmt man die materielle Forderung, an dem sich der Opernhaus-Krawall entzündete, nämlich die Forderung nach Raum für alternative kulturelle Aktivitäten, so wäre das heute vergleichsweise ein Anliegen, mit dem beim Staat wie auch bei der Wirtschaft grundsätzlich offene Türen eingernannt würden. Wenn sich beispielsweise der Zürcher Stadtpräsident Sigmund Widmer 1980 noch die Bemerkung erlaubte, Rockmusik sei keine Kultur, feiert der derzeitige Amtsinhaber Josef Estermann gemeinsam mit dem PR-Boss der Credit Suisse die Neueröffnung des Musikklubs Moods mit einem bunten Pop-Spektakel zur schamlosen Selbstinszenierung. Die Botschaft: Alles, wo Kultur draufsteht, wird von uns umarmt. Man hat also gelernt in

den letzten zwanzig Jahren. Dieser Lernprozess nahm am Opernhaus-Krawall seinen Anfang: Die damalige Forderung nach Raum für Kultur war materiell nicht politisch, doch die Form ihrer Artikulation machte sie zum hochexplosiven Sprengsatz, weil im symbolischen Gestus der Forderung die Ahnung mitschwang, dass alles radibutz und subito weggefegt werden muss, um das zu erreichen, was eigentlich verlangt wurde: freie Sicht aufs Mittelmeer – nichts weniger als ein besseres Leben also. Erst mit dieser Art von symbolischen Gesten wurde die Jugendbewegung für den Staat gefährlich und damit politisch. Entsprechend die Reaktion: Die Polizei wurde aufgerüstet und die Kampftechnik so raffiniert, dass keine Frage darüber bestehen konnte, wer als Sieger aus den Strassenkämpfen hervorgeht. Gleichzeitig wurde den materiellen Forderungen Stück für Stück nachgegeben, indem Raum für alternative kulturelle Aktivitäten freigemacht wurde: AJZ, Rote Fabrik, Kanzlei, Drahtschmidli usw. Diese Politik machte Schule in der ganzen Schweiz und brachte, nebenbei bemerkt, den alten Begriff der Provinz zum Verschwinden. Bis in die hintersten Landeszipfel begriff man im Laufe der Achtzigerjahre, dass am billigsten Friede herrscht, wenn für Jugendliche ein im günstigsten Fall subventioniertes Jugendhaus oder Kulturzentrum hingestellt wird. Der Rest – Nachtruhestörung, Drogen, Gang-Schlägereien usw. – erledigte und erledigt sich jeweils von selbst.

Diese Praxis von Politik im weiten Sinne – seine sichtbaren Wiedergänger sind Legion, Estermann ist nur ein marginales Beispiel – materialisiert sich heute im Befund der totalen Kulturalisierung der Politik und umgekehrt in der Depolitisierung der Kultur oder zumindest der Depolitisierung der Debatte um Raum für Kultur. Wer sich heute etwa in Zürich umblickt, muss konstatieren, dass die Politik zwar immer noch eine Rolle spielt, wenn es um die Abschöpfung von Mehrwerten geht oder um die Moderation von Interessen; längst hat aber das Ökonomische das Primat übernommen, wenn die Karten gemischt und verteilt werden. Vereinfacht gesagt: Kultur ist, wenn die Miete bezahlt wird, die Miete wird bezahlt, wenn es KundInnen für das Angebot gibt usw. Die Politik stützt diese Entwicklung, weil damit ein urbanes Ambiente geschaffen wird, das die lautlose Hightech-Wirtschaft als optimale Bedingungen für sich und die Hege ihrer Human Resources braucht. So finden denn die Auseinandersetzungen um kulturelle Räume nicht mehr von unten nach oben, von DemonstrantInnen auf der von Autos und RaverInnen verstopften Strasse hin

zur Politik im Stadthaus statt, sondern sie werden in horizontalen Richtungen im Kampf um KulturkonsumentInnen ausgetragen: vom Schauspielhaus zur Gessnerallee, von der Roten Fabrik zum Palais Xtra, vom Kunsthaus zum Migros-Museum, vom Jugendhaus zur privat geführten Dorfdisco usw.

### *Kommunikation, Musik, Symbole*

Wenn man fragt, wie sich die angesprochene Praxis der Politik in den letzten zwanzig Jahren formierte, dann zeigt sich also, dass die Ereignisse rund um den Opernhaus-Krawall weniger durch die materiellen Auseinandersetzungen um kulturelle Freiräume als vielmehr durch symbolische Kämpfe exemplarisches Gewicht bekommen. An der Front der symbolischen Auseinandersetzungen fand jene Transgression von Wissen und damit die Absorption von symbolischem Widerstand statt, von dem Öffentlichkeit und Politik bis heute zehrt. Ein Beispiel dafür ist die berühmt gewordene Diskussionssendung im Fernsehen DRS vom Juli 1980 zwischen VertreterInnen der Politik und den Bewegten Hans und Anna Müller. Die beiden nahmen dort die Position der Gegner ein, radikalisierten diese und forderten in den Rollen von SpiessbürgerInnen die konsequente Säuberung Zürichs von KrawallmacherInnen. Diese Gesprächstaktik hatte durchschlagenden Erfolg, weil die Vertreter der Politik das Rollenspiel der beiden Müllers nicht aufbrechen und sichtbar machen konnten. Die Brutalität der Reaktion auf diese Sendung aber, indem die beiden Müllers von der Polizei kriminalisiert wurden, hat ihren Grund in der Tatsache, dass dem Anschlag auf das Kommunikationsmodell «Erwachsene reden vernünftig mit Jugendlichen» exemplarische Bedeutung für einen generellen Anschlag auf die symbolischen Ordnungen in Staat und Gesellschaft zukam.

Dieser damals enorm wirkungsmächtige – in seiner Konsequenz für die beiden Beteiligten indessen blutige – Auftritt, das Spiel mit Verstössen gegen die symbolische Ordnung ist zu einem Prinzip geworden, das heute nicht mehr politisch explosive Verwirrung stiften kann. Im Gegenteil, es ist zum Bestand der symbolischen Ordnung geworden. Keine Werbung, ohne dass Kommunikationsspiele unterlaufen werden, keine Comedy-Show, ohne Verstoss gegen Erwartungshaltungen. Es ist auch eine beliebte Option für Gesprächsverfahren in der offiziellen politischen Rede – dann etwa, wenn sich Bundesrat Moritz Leuenberger in einer Laudatio auf Hugo Loetscher

kokett darüber beschwert, dass er vor der SP-Fraktion die Auswirkungen der Gentechnologie nicht am Beispiel der Gremlins erläutern durfte.

Das Aufbrechen, Neu-Verhandeln und Erproben von symbolischen Modellen und ihre anschliessende Transgression in den Mainstream zeigte sich vielleicht am augenfälligsten in der Musik. Hatte sich in den Siebzigerjahren, nach dem ersten gesellschaftlichen Durchbruch der Rockmusik in den Sechzigern, eine Art ästhetische Staulage gebildet, wurde vor allem mit Punk eine neue subkulturelle Ästhetik ausgehandelt. In diesem Prozess begann sich Musik und ihre Zeichensprache, von der Entdeckung des Reggae in Europa bis hin zur Radikalisierung in der freien Musik, wieder mit sexueller, widerständiger und anarchischer Energie aufzuladen – diese Zündkraft der Musik lag vor dem Opernhaus-Krawall buchstäblich in der Luft. Der Opernhaus-Krawall selbst ist denn auch das beste Beispiel dafür: Ohne die Leute, die in jener Nacht euphorisiert und entzündet vom Bob-Marley-Konzert in die Zürcher Innenstadt gelangten, wäre das Ausmass der Zerstörung und damit das historisch gewordene Zeichen «Opernhaus-Krawall» in dieser Form nicht geprägt worden – ein Zeichen, das den Fixerraum im AJZ zum Heroinabgabeprogramm von heute macht, das illegale Radio von einst zum jetzigen liberalisierten Mediengesetz, den Ethnologiestudenten der Bewegung zum VJ der privaten Fernsehstation, den Koch im AJZ zum Gastrokönig der Neunziger, die BewegungszeitungsmacherInnen zu den WerberInnen und ChefredaktorInnen, die WoZ der GründerInnenjahre zur WoZ der Gegenwart und das Ich von damals zum Ich von heute: Damit wären wir wieder am Anfang einer autobiografischen Erzählung. Denn draussen vor der Tür, da wartet es noch immer, das bessere Leben. Holen wir es uns.

### Jetzt liegt die Macht auf der Gasse

**Markus Kenner, bekannt als Punky. Geboren 1956 in Zürich. Ausbildung als kaufmännischer Angestellter. Heute Musikredaktor und freier Kulturveranstalter.**

*Interview: Heinz Nigg*

Als Lehrling ging ich schon an Vietnam-Demos und 1972/73 erlebte ich den Kampf um ein Jugendhaus im Drahtschmidli. Dann ging es ums Jugendhaus Schindlergut. Das war zwar nicht so eine riesige Sache wie das AJZ 1980. Aber es hatten dort doch ein paar hundert Jugendliche vorübergehend eine Heimat gefunden. Im Schigu habe ich als einer der Ersten Platten aufgelegt. Punk kam gerade auf, und weil ich als DJ Punk aufgelegt habe, erhielt ich den Namen Punky, der mir bis heute geblieben ist. Bei mir war alles immer gekoppelt mit meiner Freizeit: Leute treffen, kulturelle Aktivitäten, Disco machen, Konzerte organisieren, Filme zeigen. Und das alles war verbunden mit politischem Engagement. Als Lehrling begann ich andere Lehrlinge zu organisieren. Zusammen mit Trotskisten und anderen Grüppchen machte ich im KV-Komitee mit. Jugendrevolte, Jugendhäuser: Das interessierte mich brennend!

Mit einigen meiner politischen Freunde begann ich auch vermehrt ins Ausland zu schauen. Wir lasen alles über Punk und Rock against Racism in England. Wir gingen nach Frankfurt an Konzerte von Rock gegen Rechts und hatten dann die Idee, in Zürich auch so etwas zu gründen: Rock als Revolte. Wir begannen nach der Schliessung des Schindlergutes an anderen Orten weiter Konzerte und Discos zu veranstalten, zum Beispiel im Polyfoyer. Dann wurden 1979 alle diese Lokale geschlossen. Und plötzlich kam diese Stimmung auf: Es gibt zu wenig Orte für uns Junge. Wir müssen raus auf die Gasse. Deshalb dieser Name «Rock als Revolte», RAR. Es ging um Musik, aber es ging auch um den Kampf für Freiräume.

#### **Wie habt ihr euch zusammengefunden?**

Nach einer Niederlage – nachdem das Schigu geräumt wurde – gibt es immer verschiedene Fraktionen: die Militanten, die Gewaltfreien, die Reformisten und andere. Wir beschimpften uns gegenseitig als Verräter. Plötzlich merkten wir, dass die kleinen Gruppen für sich allein nichts mehr zu Stande brachten und wir wieder

zusammenarbeiten mussten. Wir gründeten mit der RAR also etwas Breiteres, Unabhängigeres und vergassen den Detailstreit.

### ***Was machte die Power von Rock als Revolte aus?***

Das Besondere daran war eben, dass alle wieder zusammenkamen, die sich vorher bekriegt hatten. Ein Höhepunkt war ein Konzert im Herbst 79 mit der Gruppe Schröders Roadshow, einer deutschen Anarcho-Rockband. Das Konzert hat die Leute wie beflügelt. Es genügte also nicht, Flugblätter an Gleichgesinnte zu verteilen. Wir stürmten dann auch Konzerte von Good News: «Wir wollen billige Konzerte, Gratskonzerte, wir wollen eigene Räume!» Dies interessierte die Leute, weil die Aktionen im Zusammenhang mit Musik standen und weil es keine Treffpunkte gab. Eine grössere Anzahl von Discos und Partys gab es noch nicht. Die Polizeistunde war auf zwölf angesetzt, und die hat gegolten. Du konntest kaum einen Klub eröffnen. Es war ein Mangel da, den viele Leute gespürt haben.

Ich machte mit bei den Piratenradios. In einer Wohnung im Kreis 4 sassen wir zusammen. Der eine hat Musik mitgenommen, der andere sprach ein Textli ins Mikrofon. Das nahm man auf, und einer sendete das Ganze. Das war unsere Art des Aufrufs zur Rebellion. Die dazu passende Musik war eindeutig Punk, Rock und Reggae.

Viele Leute sind auf den fahrenden Zug aufgesprungen. Wir wussten auch: Mit der Roten Fabrik muss es vorwärts gehen. Dann kam noch die Geschichte mit dem Umbau des Opernhauses, als wir dachten: für die gibt es wieder so viel Geld und für uns nichts. Vor dem Opernhaus-Krawall sind wir schon zweimal nach Veranstaltungen in der Roten Fabrik einfach dringeblichen, haben unsere eigenen Konzerte durchgezogen, hatten Mikrofone auf der Bühne und haben diskutiert. Hunderte von Leuten kamen zusammen: solche, die auf Punk standen, andere auf Blues-Rock, Langhaarige, Kurzhaarige, Freaks. Ein paar ältere 68er schauten auch herein – Unzufriedene von früher. Der 30. Mai 1980, der Opernhaus-Krawall, ist also nicht aus heiterem Himmel gekommen. Wir ahnten aber nicht, welche Ausmasse das Ganze annehmen würde. Dass Bob Marley am gleichen Abend im Hallenstadion spielte, war ein Zufall. Da strömten ja dann Tausende von Jungen in die Stadt. Die Stadtbehörden hätten es eigentlich kommen sehen müssen. Wir

waren in Briefkontakt mit dem Stadtrat, haben unsere Forderungen deponiert und sind abgewiesen und abgespeist worden. Die merkten nichts. Die dachten: «Was wollen jetzt da die Jungen, und was ist jetzt plötzlich los mit der Roten Fabrik? Nur nöd gsprängt!» Stadtpräsident Sigi Widmer war schon damals nicht mehr auf der Höhe der Zeit.

### ***Wie hast du die erste Nacht erlebt?***

Da hatten wir also unsere Demo vor dem Opernhaus, und es knallte wirklich. Ich war überrascht. Aufregung war da. Wir gingen nicht mehr nach Hause. Es war eine ungemaine Wut da, aber auch Stärke. Man spürte, dass die Macht eine Nacht lang auf der Gasse lag. Leute wurden verprügelt und verhaftet, aber die Polizei kam nicht mehr mit. Bei der Polizeiwache neben dem Rathaus wurde das erste Polizeiauto umgekippt. Man rannte im Niederdörfli herum, die einen warfen Scheiben ein, andere schmissen Container um. Am Abend darauf kamen wir wieder vors Opernhaus. Auf der Opernhaus-Wiese hatte es ein Festzelt. Wir gaben durch: «Morgen um 8 Vollversammlung!» Das Medienecho war enorm, und wir merkten: Aha, es bewegt sich etwas. Überall wurde berichtet, im Radio, in der Tagesschau. Der «Sonntagsblick» schrieb: «Toll, wie sie plünderten und prügelten!» Mehr als tausend Jugendliche kamen an die erste VV. Wir forderten: «Gebt uns das AJZ bis in drei Wochen!» Das alles gab uns eine Menge Auftrieb. Diese Aufbruchstimmung hielt den ganzen Sommer über an.

### ***Wie ging es für dich weiter?***

Wir diskutierten das im kleinen Kreis, mit den Leuten, die bei den Vorbereitungen der Opernhaus-Demo dabei gewesen waren. Wir hatten an der VV gesehen, dass ganz andere Leute am Mikrofon das Wort ergriffen und dass die Bewegung an Breite zugenommen hatte. Wir beschlossen, unsere Gremien aufzulösen, weil es nun nicht mehr darum gehen konnte, das eigene Zeug durchzupuschen. Es gab neue Allianzen, und jeder musste für sich selbst entscheiden, wo und wie er weitermachen wollte. Ich machte in diesem ersten Sommer, als das AJZ aufging, in mehreren Arbeitsgruppen mit. Wir gaben im AJZ die erste Zeitung der Bewegung heraus – das «Subito». Ich blieb auch weiterhin im Kontakt mit der Roten Fabrik.

### ***Gab es auch Enttäuschungen?***

Es kam, wie es kommen musste. Man hatte untereinander Probleme. Das AJZ musste eine Menge soziale Aufgaben wahrnehmen, was eigentlich gar nicht vorgesehen war: die ganze Drogengeschichte, der Fixerraum. Zu viele verschiedene Leute wurs-telten an den gleichen Sachen herum. Die zunehmende Repression gab mir schon zu denken, viele in meinem Freundeskreis sind drangekommen – ich auch.

### ***Wie?***

Ein Erlebnis vergesse ich nie. Es gab eine Demo gegen die Wohnungsnot. Ich wurde von der Polizei mit hundert anderen in eine Tiefgarage beim Kaufleuten hinab-getrieben. Wir waren in der Falle! Die Schmier kam, völlig aggressiv, die haben gezittert. Es fehlte nicht viel, und die hätten uns alle mit Tränengas eingenebelt und zusammengeknüpelt. Wir wurden alle verhaftet. Ich hatte nachher einen Prozess wegen Landfriedensbruch und wurde zu einer bedingten Gefängnisstrafe verurteilt. Solche Ereignisse, aber auch die Strassenschlachten, das Katz-und-Maus-Spiel mit der Polizei und das Niederknüppeln, beschäftigen mich noch heute manchmal in meinen Angstträumen: ausweglose Situationen, das Gefühl, an die Kasse zu kommen. Dann merkst du im Verlauf der Jahre, du stehst nicht mehr so in dem drin, bist jetzt an einem andern Punkt. Und dann tauchen sie plötzlich doch wieder auf – diese Gewaltszenen, Polizeiszenen. Da merke ich, dass mich das immer noch nicht ganz losgelassen hat.

### ***Wann kam das Ende der Bewegung?***

Ich war dabei bis zur zweiten Schliessung des AJZ am 23. März 1982. Dann gab es den Kampf gegen die Wohnungsnot – den Häuserkampf.

### ***Wie ging es für dich beruflich weiter?***

Ich arbeitete ein paar Jahre in der Betriebsgruppe der Roten Fabrik, dann im Quartier- und Kulturzentrum Kanzlei. Ich machte auch beim «Lora» mit. Irgendwann kam der Moment, in dem ich genug hatte von den endlosen Diskussionen, vom Immer-wieder-von-vorne-Beginnen und wo niemand dem anderen gute Ideen gönnen mag. Dann stiess ich zu Radio DRS 3, zuerst als Plattenwäscher und später

als Musikredaktor. Ich konnte also Musik, die ich mochte, ins Programm einbringen und hatte Breitenwirkung.

Parallel zu meiner beruflichen Tätigkeit habe ich mich bis heute immer wieder für kulturelle Freiräume eingesetzt: zum Beispiel in der Kaserne mit dem Disco-Syndikat und später das Organisieren von Bar- und Partyveranstaltungen. Es interessiert mich weiterhin, was mit dem grossen Kasernenareal geschieht. Für mich bedeutet dieses Areal nach wie vor eine Chance für die Kultur und das soziale Leben mitten in dieser Stadt. Die letzte Entscheidung ist da noch nicht gefallen.

Jetzt, da mein Sohn 19 ist, eine Lehre absolviert hat und ausgezogen ist, suche ich eine Neuorientierung in meinem Beruf. Ein neuer Lebensabschnitt hat begonnen.

### ***Wie war die Zeit mit deinem Sohn?***

Als Steff auf die Welt kam, gab es in unserem Umfeld nur wenige Leute mit Kindern. Man wohnte in Kommunen und Wohngemeinschaften und dachte: Was soll das, Kinder? No future! Ein Kind zu haben, angesichts der damaligen Lage der Welt – das war gar nicht angesagt. Ich reduzierte dann meine Arbeit und musste mich in der Roten Fabrik noch für Kindergeld und Teilzeitpensen einsetzen. Da hiess es oft: «Ist ja euer Bier, ein Kind zu machen!» Meine Freundin und ich arbeiteten also beide Teilzeit und teilten uns in die Erziehung und Betreuung von Steff – auch später, als unsere Beziehung auseinander gegangen ist.

### ***Wie beurteilst du rückblickend die Auswirkungen der Jugendunruhen auf die Achtzigerjahre?***

In Zürich gab es kulturell einen Nachholbedarf. Die Leute sind aktiv und kreativ geworden: im sozialen Bereich, in der Drogenarbeit, in den Schulen, beim Aufbau von sozialen und kulturellen Netzen. Von den Leuten des damaligen Videoladens, die «Züri brännt» gedreht hatten, sind heute viele mit ihren eigenen Projekten beschäftigt oder sind in neuen Zusammenhängen tätig. Ehemalige «Lora»-AktivistInnen sind nun beim Radio, beim Fernsehen und in anderen Medien. In der Kunstszene gab es neben den traditionellen Galerien neue Projekte. Auch in den Quartieren war etwas los. Da und dort wurde ein Haus besetzt: der Häuserkampf in der Schmiede Wiedikon, am Stauffacher. Dann kam der Kampf ums Quartier- und Kulturzentrum

Kanzlei und später in den frühen Neunzigerjahren die Besetzung der Wohlroth. Immer wieder sind so neue Freiräume entstanden.

### ***Was erwartest du von einer Aufarbeitung der Achtziger Bewegung?***

Man vergisst schnell einmal, was diejenigen gedacht haben, die nicht im eigenen Grüppli gewesen sind, und dass es noch ganz andere Ansichten und Analysen gibt. Ich habe diese Bewegung als einer von Hunderten, von Tausenden erlebt. Man verzieht sich dann wieder und weiss gar nicht, an welchen anderen Projekten gearbeitet wurde oder welche Schlüsse andere aus den damaligen Ereignissen zogen.

### ***Welche Schlüsse ziehst du aus deinen Achtziger Erfahrungen?***

Dass es sich immer wieder lohnt, sich zu wehren und sich für etwas einzusetzen, ob das nun parlamentarisch, mit Petitionen oder mit Demos sei – ob gewaltfrei oder militant auf der Strasse. Und dass man sich dauernd überlegen soll: Wo kann man etwas erreichen? Ich möchte auch aufzeigen, dass die Tatsache, dass heute einige 68er und Achtziger an den Schalthebeln der Macht sitzen, mit dem zu tun hat, was sich damals auf der Gasse abgespielt hatte, und dass die heutige kulturelle Vielfalt vor allem auf die Achtzigerjahre zurückgeht. Viele, die in den letzten Jahren von auswärts in diese Stadt gezogen sind, wissen davon überhaupt nichts – warum was wie entstanden ist und dass alles erkämpft werden musste, mit Druck und Engagement.

## **Plötzlich so ein Blues**

***Giovanni Schumacher, bekannt als «Fashion». Geboren 1961 in Bern. Autodidakt und Jobber. Heute Geschäftsleiter einer Genossenschaftsbeiz in Thun.***

*Interview: Heinz Nigg*

Ich bin in Bern aufgewachsen. Mit elf haben sich meine Eltern getrennt. Wir sind bei der Mutter aufgewachsen. Ich bin der Älteste von drei Kindern. Mit zwölf hatte ich eine Jugendbande in Rüfenacht, in einem aus dem Boden gestampften Vorort von Bern. Wir waren sechzig Goofen, hatten eine eigene Zeitung, sehr einfach. Mit einem Matrizendrucker schafften wir es auf vier Nummern. Den erhielten wir von der Kirche. Mit der Kirche hatten wir sonst nichts zu tun. Die wollten uns in geordnete Bahnen lenken, weil wir Baustellen geplündert und Bretter geklaut hatten, um einen eigenen Robinson-Spielplatz zu bauen. Damals war natürlich eine allein erziehende Mutter mit drei Kindern, die arbeiten ging, für jedes Sozialamt ein Fall zum Eingreifen. Als ich elf war, kamen mein Bruder und ich für zwei Jahre ins Waisenhaus.

Da fällt mir ein schönes Ereignis ein. Der Pfarrer im Waisenhaus wollte, dass ich meine Stiefel am Samstag putze, weil wir am Mittwoch nicht frei hatten, weil wir den Saustall ausmisten mussten. Er war hässig, aggressiv und drohte mir mit Massnahmen. Ich fand: nein, auf mich warten 25 Goofen – ich war schon als Junger Führer bei den Pfadfindern und hatte eine Übung geplant. «Nein, die Stiefel putze ich nachher», sagte ich. Seine Autorität war gebrochen. Ich habe das Bild noch deutlich vor mir, wie er mir vom Waisenhaus aus nachrennt hinunter zum Schosshalden-Bus. Da kommt ein Taxi. Der Fahrer fragt mich, ob ich es eilig habe. Ich sage Ja und steige ein, der Pfarrer rennt hintendrein, und ich bin schon weg.

### ***Wie war das mit den Pfadfindern?***

Das war eine wichtige Zeit für mich. Mein Name Fashion ist eigentlich mein Pfadfindername. Wir hatten Hippies als Führer, so Rand-68er. Die waren Freaks und wollten einfach das Leben geniessen. Sehr schnell habe ich Verantwortung für Kinder übernommen. Wir waren die einzige Pfa, die Knaben und Mädchen aufnahm – Ko-



edukation. Das war damals noch verboten. Wir wurden deswegen aus der Pfadi ausgeschlossen und gründeten eine gemischte Pfa in Bern.

### ***Welche Erfahrungen hast du mit der Schule gemacht?***

Durch den Wohnortwechsel kam ich immer wieder in eine neue Schule. So wurde ich früh zum Einzelgänger. In der zweiten Klasse kam ich zu einer schlimmen Lehrerin. Die fand, wir Schumacher-Kinder seien schulisch nicht präsent. Wir mussten in die Jugendberatung. Da war immer dieses Jugendamt mit der Drohung: Wir nehmen euch die Kinder weg.

Meine Mutter war eine Power-Frau, die sich durchsetzen konnte. Wir Kinder hatten nicht das Gefühl, wir hätten zu wenig. Klar, wir waren nicht reich, doch sahen wir schon, dass andere Kinder zu Ostern ein Velo erhielten und wir nichts. Ich kann mich erinnern an die zweite oder dritte Klasse, wie wir mit ihr am Morgen um vier Uhr das Kino putzen gingen. Sie nahm uns mit, weil sie Angst hatte, wir würden zu Hause Unheil anrichten.

Von der zweiten Klasse an kam ich in eine Kleinklasse für Kinder mit Lernschwierigkeiten. Mich hat das total aus meiner Müdigkeit aufgeweckt. Ich hatte nun jüngere Lehrerinnen, die Energie hatten und kreativ waren. Wir waren auch weniger Schüler.

### ***Wie ging es nach der Schule weiter?***

Ich habe viel gejobbt. Eine Ausbildung im eigentlichen Sinn machte ich bis heute nicht.

### ***Wie bist du als Jugendlicher in die Achtziger Bewegung gekommen?***

Durch verschiedene Anlässe sind wir von der Pfa mit dem Jugendzentrum Gaskessel in Kontakt gekommen. Das war ein Produkt aus der 68er-Bewegung. Schon bald kam es zu einem Konflikt. Erstens protestierten wir gegen die Eintrittskosten, weil wir kein Geld hatten, und zweitens störten wir uns daran, dass immer ein Securitas-Mann an der Türe stand, denn wir sahen nicht ein, was der da sollte, ausser dass er das Vereinsbudget belastete. So gründeten wir die «Ästhetische

Gruppe». Wir begannen mit Mitbenützern vom Gaskessel zu diskutieren, Plenen zu organisieren. Dann kamen Studenten von der Uni, die damals einen Vortrag von Jeanne Hersch gestört hatten. Die waren sehr politisiert. Ich habe sie zwar nie richtig verstanden, weil sie halt wie Studenten intellektuell daherredeten. Ich besuchte sie in ihrer Wohngemeinschaft, ass und diskutierte mit ihnen. Das war meine erste politische Schulung.

Ich begann zu organisieren. Ich machte 1977 mit dem Soldatenkomitee eine Veranstaltung zur Militärdienstverweigerung. Dann organisierte ich eine Veranstaltung mit Günter Amendt über sein «Sexbuch». Dann kam eine andere Veranstaltung im Gaskessel zur Cannabis-Legalisierung zu Stande. 1978/79 waren im Gaskessel schon über hundert Leute in der Ästhetischen Gruppe. Im Sommer besetzten wir den Platz vor dem Gaskessel.

Später besetzten wir ein altes Bauernhaus, das vor dem Abbruch stand. Wir organisierten ein erstes Konzert. Ein paar aus unserer Gruppe schrummten auf Gitarren; der eine von ihnen spielt heute bei Züri West. Das war Hippie-Romantik um ein Lagerfeuer herum. Dann vernetzten wir uns mit immer mehr Gruppen. Die AusländerInnen schalteten sich ein. Es waren vor allem Italiener, Secondos. Die hatten auch keine Räumlichkeiten. Da fanden wir: «Machen wir doch alle zusammen eine Demo gegen den Abbruch des Bauernhauses!» Es ist plötzlich ein Blues gekommen, der einfach so eingefahren ist.

Zu fünft gingen wir an eine SP-Sitzung. Ich redete drauflos, ohne Anstand. Traktanden interessierten uns nicht. Das ist denen eingefahren, die Lebendigkeit, die da war. Und so hat es eine immer grössere Vernetzung gegeben.

Zwei Monate später war der Mai-Opernhaus-Krawall in Zürich. Ein Lehrer kam zu uns, der das selbst miterlebt und ein Flugli geschrieben hatte. Dann gab es eine Gruppe mit dem Jazzmusiker David Gattiker, die nannte sich Kulturguerilla; die machten Flugis mit lustigen Comics. Bei dieser Vernetzung ging es immer stärker ums Tramdepot. Wir fanden: Wir machen mit. So fand am Vorabend die Sache beim Tramdepot statt, und am Samstag war die Bauernhaus-Demo, wo recht viele Leute mitmachten: mit Mistgaretten, spontan. Dann ging es los in Bern. Fast jeden Abend war eine Demo.

### **Warum haben plötzlich so viele Leute mitgemacht?**

Rund ums Bauernhaus sind wir immer zahlreicher geworden. Die Ästhetische Gruppe hatte auch Zulauf aus den wohlhabenden Kreisen aus Kehrsatz und Muri bekommen. Ein Familienvater hatte immer Angst, ich würde die Kinder von Muri verführen. Den Bezug zu den Reichen hatte ich ja nie gehabt, aber in diesem Moment hatte ich ihn. Ich lernte auch die bürgerliche Streitkultur kennen und habe bis heute einige dieser Kontakte aufrechterhalten.

### **Was meinst du mit bürgerlicher Streitkultur?**

Ich habe wohl situierte Leute kennen gelernt, die sozialdemokratisch wählten. Es war eine Offenheit da, und es gab heftige Diskussionen. Ich hatte dort meine ersten AKW-Diskussionen, die mit einem schönen Erlebnis verbunden sind. Ich diskutierte mit Dr. B. Er war voll dafür und ich voll dagegen. Ich war neunzehn und er natürlich älter; ich ein Prolo ohne Ausbildung und er mit Dokortitel. Zwei Welten, die aufeinander prallen. Da kommt ein Professor auf Besuch und verwendet genau die gleichen Argumente, die ich vorher in meiner Einfachheit meinem Gesprächspartner entgegengehalten hatte. Plötzlich hatte ich einen Verbündeten! Das als Jugendlicher zu erleben, die Entlarvung dieser Arroganz, die da vorher im Spiel war, das war ein wahnsinniges Erlebnis. Das gab mir viel Selbstvertrauen für die kommenden Diskussionen.

### **Wie ist es auf der Strasse weitergegangen?**

Unsere Militanz kam aus dem Bauch. Wir klauten zum Beispiel in der Migros Raclette-Käse für Tausende von Franken, immer wieder rein und raus. Und haben nachher mit einer Gulaschkanone auf dem Bärenplatz Gratis-Raclette ans Volk verteilt und unsere Ziele erklärt.

Als dann später während des Kampfes ums AJZ die Schmier hoch aufgerüstet eingefahren ist, haben wir zum ersten Mal die Staatsgewalt erlebt und impulsiv darauf reagiert. Ich war der Erste, der kriminalisiert wurde, weil die Bullen meinen Namen hatten und weil ich für sie schon der Rädelsführer der Ästhetikgruppe gewesen bin. Meistens bin ich vor oder nach den Demos verhaftet worden. Bei mir hat dies keine Radikalisierung bewirkt. Die hatte ich bereits hinter mir. Mein Weltbild wurde also nicht zerstört.

### **Wie hat sich die Berner Bewegung organisiert?**

Wir haben uns nicht an den Mechanismus von Briefeschreiben und Bittstellen gehalten. Wenn wir mit dem Polizeidirektor reden wollten, sind wir einfach in sein Büro gegangen: Da sind wir, und sie müssen mit uns reden! Dann kam meistens die Schmier. Aber er musste doch Stellung beziehen. Wir liessen uns auch nicht einspannen von all den Politgrupppli, die plötzlich auftauchten, Maoisten und andere. Wir wehrten uns gegen alle Parteistrukturen.

### **Was hat die Berner Bewegung erreicht?**

Sehr prägend für mich war dieses Heimatgefühl. Ich fühlte mich dazugehörig. Ich wurde weiter politisiert durch das, was wir gemacht haben. Wahnsinnig, dieses Gefühl, in so kurzer Zeit so viele Erfahrungen gemacht zu haben. Intellektuell konnte ich das erst später aufarbeiten. Trotz Repression und dem harten politischen Klima, an dem Einzelne zerbrochen sind und in dem andere, die ich kannte, an Drogen gestorben sind, bin ich ungebrochen geblieben.

### **Wann endete die Berner Bewegung?**

Für mich ist sie eigentlich auch heute noch nicht zu Ende, weil wir die Reithalle ja immer noch haben. Jetzt ist eine neue Generation am Werk. Es hat nur noch wenige Achtziger dabei.

### **Wie ist es für dich persönlich weitergegangen?**

Ich war immer wieder in Untersuchungshaft. Alle Urteile, die ich aus dem Jahr 1980 hatte, habe ich bis 1985/86 weitergezogen. Ich hatte sie deshalb noch gar nicht abgesehen ausser in Form von Untersuchungshaft. Ich war also immer wieder tagelang im Knast. 1983 wurde ich offiziell ausgeschrieben, weil ich abgetaucht war. Ich machte politische Arbeit aus dem Untergrund: bei der Anti-AKW-Bewegung und beim Zaff und später beim Zafaraya, oder wir besetzten den Ballenberg. Ich wollte nicht in den Knast, weil meine Freundin ein Kind bekam. Ich war dann vier Jahre Hausmann in dieser illegalen Zeit. Meine Freundin hatte gegen mich einen Vaterschaftsprozess angestrebt als Tarnung, und es hat super funktioniert. Sie kamen nicht auf die Idee, dass wir etwas miteinander zu tun haben könnten.

### ***Ist ein solcher Aufbruch wie die Achtziger Bewegung wieder denkbar?***

Hier in Thun haben wir drei Politgruppen, die sich regelmässig treffen und grossen Zulauf haben. Wir haben eine Juso, die überquillt und vielleicht die radikalste in der ganzen Schweiz ist. Sie hat einen schwarzen Stern auf ihrem Juso-Fläggli, distanziert sich immer mehr von der SP, debattiert über Anarchismus und ist bei jeder Demo, auch bei der WTO-Demo in Davos, dabei. Es ist nicht eine Militanz im Sinne von «Wir schlagen alles kurz und klein», sondern es ist eine Militanz im Denken. Ich staune, wie belesen die Jungen sind und wie sie sich klar ausdrücken können.

### ***Wenn man so aktiv lebt wie du, besteht da nicht die Gefahr, dass du zum gestressten Revolutionär wirst?***

Ich arbeite hier in der Beiz sechzig Prozent, wenn ich nicht gerade politisch absorbiert bin. Ich muss mich auch zurückziehen können, wenn ich müde bin. 1980 habe ich zum Teil andere Sachen erlebt. Wenn eine Frau Kinder bekam, dann war sie weg vom Fenster. Wenn jemand eine Krise hatte, ist niemand nachfragen gegangen. Solche Ausgrenzungsmechanismen fanden in der Bewegung in den Achtzigerjahren immer wieder statt. Das ändert sich langsam, sodass du Zeit hast, dich zurückzuziehen, und es fragt immer noch jemand nach dir.

## **Schichtweise lag die Scheisse da**

***Stephan Laur. Geboren 1963 in Basel. Jobber. Arbeitet heute als Journalist, Filmmacher und freier Kulturschaffender.***

*Interview: Heinz Nigg*

Stephan Laur: Ich bin das jüngste von vier Kindern und komme aus einer normalen kleinbürgerlichen Familie mit grossbürgerlichem Hintergrund. Alle meine Geschwister haben eine bewegte Geschichte. Meine beiden zwölf und dreizehn Jahre älteren Brüder waren in der 68er-Bewegung aktiv. Meine Schwester erlebte etwas später ihre wilden Zeiten. Mein ältester Bruder ist 1979 an einer Überdosis Heroin gestorben.

### ***Wie war das mit deinen Brüdern?***

Ich erinnere mich an ein Sonntagsessen, als die Brüder Lieder von Ton, Steine, Scherben sangen: «Keine Macht für niemand!» Das hat mich elektrisiert. Als ich etwa sechs war, nahmen sie mich zu einem Hippie-Treffpunkt am Barfüsser-Platz mit. Ich sass mit ihnen in einer Runde und wollte auch einen Zug aus der Pfeife nehmen. Meine Eltern waren verunsichert. Aber sie waren offen und liberal.

### ***Welche Werte wurden dir vermittelt?***

Mein Vater war ein Mensch ohne Illusionen und hat dies nicht verheimlicht. Meine Mutter kam aus einer sehr katholischen Familie. Sie wurde von ihrer Familie beinahe verstossen, als sie diesen atheistischen Protestanten heiratete. Später haben sie sich wieder versöhnt. Wichtig für meine Eltern war einfach, gute Menschen zu sein und anderen Leuten zu helfen.

Mein Vater war ein Bücherwurm und leidenschaftlicher Buchhändler. Später ist er bei der chemischen Industrie als Korrektor untergekommen. Er hat sich wegen uns Kindern für eine sichere Existenz entschieden. Aber er ist ein Literatur-Freak geblieben. In der Wohnung der Eltern meiner Mutter hingen viele Bilder von Künstlerfreunden meines Grossvaters, der Architekt war. Wir gingen oft ins Museum und in Ausstellungen. Ich war als Kind ein grosser Fan von Klee und Van Gogh.

### ***Habt ihr über Politik geredet?***

Ja, im Zusammenhang mit meinen Brüdern, die ja politisch aktiv waren. Sie waren Mitgründer der progressiven Mittelschüler, aus denen später die Poch entstand.

### ***Wie muss ich mir dich als Schüler vorstellen?***

In der Primarschule gehörte ich zu den Kleineren und wurde als scheues Kind wahrgenommen. Ich war ein braver und guter Schüler. Im Progymnasium ging es abwärts. Ich hatte Mühe mit den Lehrern, und meine rebellische Seite kam immer mehr zum Vorschein. Ich wollte nicht dazugehören. Ich fühlte mich anders. Aus dem Progymnasium trat ich frühzeitig aus. Ich erlernte keinen Beruf, sondern hielt mich mit Jobben über Wasser.

### ***Hattest du Freunde?***

1976 begann ich den Punk zu entdecken. Im Schulhaus hatte es drei weitere Punks. Wir wollten speziell sein, nicht normalen Disco-Sound hören, sondern eben Punk. Zuerst hatte ich noch lange Haare, die behielt ich noch eine Weile, da die Gruppe Ramones ja auch lange Haare hatte. Dann habe ich sie radikal geschnitten und eingefettet. Ich spielte in einer Gruppe Gitarre, und später sang ich auch. Wir übten einmal in einem Jugendhaus, dann in einem Luftschutzkeller, dann in einem besetzten Haus – überall, wo wir gerade unterkommen konnten. Während der Punkzeit lebte ich noch grösstenteils zu Hause und erhielt eine gewisse Unterstützung. Mit sechzehn zog ich von zu Hause aus. Zuerst lebte ich in der Wohnung meiner ersten Freundin, wo wir eine WG einrichteten. Wenn jemand Geld verdient hatte, teilten wir es uns.

### ***Wann und wie kamst du mit der Basler Bewegung in Berührung?***

Ich war bei den Vorläufern der Bewegung dabei. Ich hing mit den Autonomen herum und hatte in den von ihnen besetzten Häusern meine ersten Punk-Auftritte. Das eine hiess «Kinderhaus» und wurde von den Roten Steinen zusammen mit der Jugendorganisation der Poch besetzt. 1979 begann ich, mich vom Punk zu distanzieren. Ich begann andere Musik zu hören, zum Beispiel die Doors und Jimmi Hendrix. Ich war immer mehr mit den älteren politischen Leuten aus der autonomen Szene zusammen.

Mir gefiel ihre Radikalität, wie sie die Gesellschaft ablehnten und wie sie in Kommunen lebten. Dann interessierte mich auch eine Mischung von radikaler Politik und mystischer Literatur. Ich las die Schriften des Indianers Rolling Thunder.

### ***Was bedeutete für dich «radikal»?***

Die Ablehnung vom konventionellen politischen Weg. Es war für mich zum Beispiel radikal, wie am 1. Mai 1980 Frauengruppen in Basel das Rednerpodium stürmten, damit eine Frau reden konnte. Wir hatten regen Austausch mit den jungen Autonomen von Zürich, sodass wir auch wussten, was andernorts vorging. Mit meinem Bruder und einem Ex-Punk-Kollegen schaute ich gerade die Tagesschau, als vom Opernhaus-Krawall in Zürich berichtet wurde. Das fanden wir grossartig. Endlich geschah etwas in der Schweiz.

Im bewegten Sommer 1980 war für mich in Basel die Ryffstrasse-Besetzung ganz wichtig. Die wurde von Teilen der SP, der Poch, den Autonomen und verschiedenen linken Jugendorganisationen unterstützt. Das war ein gemischter Haufen, in dem es weiter gäerte. In Basel war die Achtziger Bewegung also von Beginn an eine breite Sache, nicht nur eine Jugendbewegung.

Im Februar 1981 fand dann die Grossdemo statt, die zur Besetzung der Hochstrasse – des Basler AJZ – führte. Sie begann am Barfüsserplatz. Ich traf dort alte Bekannte, und wir heckten einen Plan aus, wie wir mit einer Finte das alte Postgebäude besetzen könnten. Mit dem Megafon gaben wir durch: Ab in Richtung Sommerkasino! Die Polizei überholte uns und ging vors Sommerkasino, während unser Demozug sich blitzschnell in Richtung Hochstrasse bewegte. Dort besetzten wir das alte Postgebäude. Wir blieben achtzig Tage. Ich habe keine Nacht auswärts geschlafen.

### ***Wie viele Leute haben im AJZ gelebt?***

Zwischen fünfzig und hundert. Es hatte grosse Schlafsäle. Irgendwo in einer Ecke hattest du eine Matratze.

### ***Wie habt ihr den Betrieb organisiert?***

Die Leute von der Beiz haben sich immer wieder getroffen. Wir waren etwa ein Dutzend. Es war chaotisch. Wir hatten keine richtige Betriebsstruktur. Es gab die VV

– die Vollversammlung – und ein paar wenige, die immer präsent waren und dafür sorgten, dass es lief.

### ***Was ist dir vom AJZ geblieben?***

Highlights waren sicher die guten Konzerte, die wir selbst organisierten. Ansonsten haben wir enorm viel gekiff't, sodass ich mich nicht mehr zu erinnern vermag, was eigentlich alles geschah: «If you remember the eighties you haven't really been there!» Das Kiffen war für mich und meinen engeren Umkreis eine wichtige Sache. Es gehörte einfach dazu. Das Ganze war wie ein Rausch. Wir träumten von der grossen Gemeinschaft. Wegen der vielen harten Drogen im AJZ und dem ganzen Siff fand dieser Traum für mich ein abruptes Ende. Zusammen mit einer Frau habe ich nach ein paar Wochen die WCs geputzt. Wir mussten Gasmasken aufsetzen, so schrecklich war der Gestank. Selbst mich, der ich doch durch meine Erfahrungen in besetzten Häusern abgehärtet war, packte der Ekel: Schichtweise lag die Scheisse da, ein unglaublicher Duft! Wir mussten alles desinfizieren. Und dann stürzten immer mehr Leute auf harten Drogen ab. Zur Zeit, als das AJZ offen war, wurden alle wichtigen Treffpunkte für Junkies dicht gemacht, sodass das AJZ ihr einziger Zufluchtsort blieb. Wir mussten zusehen, wie wir langsam im Sumpf erstickten. Wir versuchten, uns dagegen zu wehren – auch gegen den Strich im AJZ –, aber es gab keine verbindlichen Strukturen, und in den einzelnen Arbeitsgruppen gab es einige, die selbst ab und zu junkten. Es war also nie eindeutig, wer harte Drogen konsumierte und wer nicht. Dazu kam der Einfluss von Leuten, die den Heroingenuss und den Strich praktisch als revolutionäre Handlung propagierten. Sie verbreiteten die Illusion, dass man mit Heroin leben und damit umgehen könne. Heroin sei der Ausdruck für eine radikale Verweigerung: sich selber als Arbeitsmaschine verweigern, sich lahm legen und die Umgebung schockieren. Ein radikaler Bruch mit allem. Und so sind einige Junge, die vor dem AJZ nichts mit Heroin zu tun gehabt hatten, Junkies geworden. Im AJZ hast du alles gekriegt, und das hat einfach überbordet.

### ***Hast du nicht ans Aussteigen gedacht?***

Ich hatte schon den Anschiss. Aber das AJZ war eine eigene Welt. Hinauszugehen war schon wie ein Abenteuer. Alle wussten gleich, wer du bist.

### ***Wie siehst du die damalige Zeit im AJZ heute, da du selbst mit Jugendlichen an Kulturprojekten arbeitest?***

Wir hatten es gecheckt! Wir waren ja so radikal! Dadurch grenzten wir uns von allen ab. Wenn ich heute die Jungen sehe, läuft es nach den genau gleichen Mustern ab, bei den Hip-Hoppers, bei allen. Wer ausserhalb der eigenen Gruppe ist, steht daneben. Dies hat auch mit den Bedürfnissen in einem gewissen Lebensabschnitt zu tun: Geborgenheit in der Gruppe und Abgrenzung nach aussen, das Gefühl, etwas Besonderes zu sein. Besonders typisch für die damalige Zeit war vielleicht das no-future-Gefühl, das die Sprache der Achtziger Bewegung prägte. Alle diese absurden Parolen wie: «Freie Sicht aufs Mittelmeer» und «Macht aus dem Staat Gurkensalat» aber auch der Song «Eisbär» brachten das Grönland-Gefühl zum Ausdruck, dieses Gefühl der Hoffnungslosigkeit und der Wut darüber.

### ***Hattest du während deiner AJZ-Zeit noch Kontakt zu deinen Eltern?***

Ich ging immer wieder mal nach Hause zum Essen. Sie machten sich Sorgen. Sie hatten Angst, dass mir das gleiche Schicksal widerfahren könnte wie meinem ältesten Bruder. Er hat auch gemeint, mit Heroin leben zu können, es im Griff zu haben.

### ***Hattest du keine Angst?***

Der Tod meines Bruders war sicher das prägendste Ereignis in meinem Leben. Diese absolute Machtlosigkeit angesichts des Todes! Mit sechzehn Jahren war ich überhaupt nicht darauf vorbereitet. Lange Zeit bildete ich mir ein, dass er gar nicht gestorben sei. Vielleicht verstärkte der Tod meines Bruders meine damaligen Weltuntergangsvisionen. Sicher aber machte er mir grossen Respekt vor harten Drogen.

### ***Welche Rolle spieltest du in der Basler Achtziger Bewegung?***

Ich war sicher nicht an vorderster Front, aber ich war konstant dabei. Ich machte in der Beiz mit und entwarf Flugblätter. Es gab Leute, die politisch viel ambitionierter waren. Das Politische war bei mir eher eine Lebenshaltung, die ich mir durch meine beiden Brüder angeeignet hatte.

### ***Wie ging es für dich nach den 80 Tagen Basler AJZ weiter?***

Wir zogen in besetzte Häuser um, wo all die Probleme vom AJZ in kleinerem Rahmen weiter bestanden: Drogen, Gassenstrich, Auseinandersetzungen mit der Rockerszene. Als die Bewegung zu Ende war, ging mein Engagement vor allem in Dritte-Welt-Gruppen weiter. Ich interessierte mich für das Zentralamerika-Komitee und fuhr mit der ersten offiziellen Brigade für drei Monate nach Nicaragua.

Dann jobbte ich weiter und studierte Medien und Publizistik an der Schule für Angewandte Linguistik in Zürich. Ich betätigte mich journalistisch in Basel, vor allem anlässlich der Chemiekatastrophe von Schweizerhalle und später rund um die Alte Stadtgärtnerei. Die Stadtgärtnerei war für mich das, was das AJZ wirklich hätte sein können: ein gut organisiertes Experiment. Auch war die Stadtgärtnerei sehr offen: für radikale Autonome ebenso wie für zu absolut unpolitische Kunstschaffende.

### ***Was haben die Achtziger Ereignisse vom AJZ bis zur Stadtgärtnerei der Stadt Basel gebracht?***

Man musste die kulturellen Bedürfnissen der Jugendlichen zur Kenntnis nehmen. Heutzutage ist gegenüber den Belangen der Jugendlichen eine grössere Offenheit da. Zu meiner Zeit als Punk gab es nichts! Heute haben wir eher eine Überfütterung.

### ***Du hast heute eine Familie mit drei Kindern und bist neben deiner journalistischen Tätigkeit als Kulturschaffender im Jugendbereich aktiv. Wie hat sich dein Lebensgefühl verändert?***

Wut ist etwas, das ich nicht mehr kultiviere. Schon gar nicht als Basis für politisches und gesellschaftliches Handeln. Daran glaube ich einfach nicht mehr. Es gibt aber einen Aspekt von no future, den ich immer noch wichtig finde: keine Luftschlösser bauen, sondern voll im Moment leben und nicht in der Zukunft. Das ist für mich eine positive Umsetzung des no-future-Prinzips.

Trotz des immensen kulturellen Angebots für Jugendliche gibt es immer noch wenig Freiraum, um selber etwas machen zu können; auch Sachen, die vielleicht nicht supergut sind. Ich arbeite in kulturellen Projekten mit Jugendlichen, wo es darum geht, solche Freiräume zu schaffen. Wir organisieren dieses Jahr ein grosses, dreitägiges Jugend-Kultur-Festival in Basel und Freiburg i. Br. Mit professionellem

Know-how unterstützen wir Jugendliche dabei, ihre Eigenproduktionen zu entwickeln und in den beiden Städten vorzuführen; zum Beispiel Tanzproduktionen. Der Inhalt wird von den Jugendlichen bestimmt.

Die Themen allerdings sind anders als damals. Das Zauberwort heisst «Vielfalt». Es gibt eine Menge von Lifestyles und Lebenshaltungen, mit denen sich Jugendliche heute kritisch auseinander setzen müssen. Dazu kommt, dass die beruflichen Anforderungen an die Jungen gewachsen sind. Die wirtschaftlichen Bedingungen sind härter geworden. Es geht stärker ums Überleben.

### Wie in Italien, so heiss war die Stimmung

**Antonella Martegani. Geboren 1955 in Zürich. Sekretärin und Sozialpädagogin.  
Arbeitet heute als Gemeinwesenarbeiterin im Kreis 5 in Zürich.**

*Interview: Heinz Nigg*

Meine Eltern stammen aus benachbarten Dörfern in Italien und emigrierten nach dem Krieg nach Zürich. Als ich geboren wurde, lebten sie in einem Zimmer in Oerlikon. Toilette und Küche teilten sie mit anderen Mietern. Für Arbeiter war es damals nicht leicht, eine Wohnung zu bekommen. Meine Mutter war Kunststopferin, mein Vater Dreher. Als ich ein Jahr alt war, brachten sie mich nach Italien zu meiner Tante. Sie besass eine wunderschöne Gärtnerei – ein Familienbetrieb. Für mich war es paradiesisch, es hatte einen Esel, einen Hund, eine Katze und Hühner. Ich konnte frei herumstreichen.

Mit vier Jahren holten mich meine Eltern wieder nach Zürich. Weil sie ganztags arbeiteten, kam ich in eine Pflegefamilie. Die Erziehung in dieser fremden Familie bestand vor allem im Anschreien der Kinder, und alles war durchstrukturiert nach Schema F. Abends und an den Wochenenden lebte ich bei meinen Eltern. Dieser ständige Wechsel war für mich die Schattenseite der Emigration. Ich wuchs in Zürich auf und fühlte mich doch nicht zu Hause.

#### **Welchen Kontakt hattest du zu den Kindern in deiner Umgebung?**

Ich lernte schnell Zürichdeutsch und durfte schon als Vierjährige in den Kindergarten. Über viele Jahre hatte ich einen engen Kontakt zu einem Mädchen aus meiner Klasse. Die Stimmung in dieser Familie erinnerte mich an Italien. Das Radio lief, man sang dazu, die Mutter bügelte oder nähte, man war zusammen zu Hause und hat gearbeitet.

#### **Welches Menschenbild vermittelten dir deine Eltern?**

Mein Vater ging jeden Samstag Nachmittag ins Restaurant «Heimat» in Oerlikon, um Karten zu spielen. Manchmal nahm er mich mit. Er traf sich dort mit Kollegen einer katholischen Emigrantenvereinigung. Wenn meine Eltern am Sonntag Freunde zum

Essen einladen, erzählte er immer wieder von Russland, wohin er im Krieg als 19-Jähriger mit zwei Freunden aus seinem Dorf geschickt wurde. Wichtig war ihm der Mut, den man haben musste, um überleben zu können. Zu dritt waren sie immer zuvorderst an der Front und überlebten. Alle, die hinten blieben, starben.

Die Arbeitsteilung war klassisch, die Männer plauderten im Wohnzimmer, die Frauen räumten die Küche auf. Meine Mutter machte einen mutigen Schritt. Als die Besitzerin der Kunststopferei alt war, nahm sie einen Kredit auf und kaufte das Geschäft, das sich mitten in der Zürcher City befand – ein für sie rasanter Aufstieg. Während der Sekundarschule ging ich jeweils am Mittwochnachmittag zu ihr in den Laden, um auszuhelfen.

#### **Wie warst du als Jugendliche?**

Zusammen mit einer Freundin führte ich in meiner Klasse den Minirock und die angemalten Fingernägel ein, zudem motzte ich dauernd. Manchmal gingen wir ins neu eröffnete Migros-Restaurant. Das war ein typischer Bau aus dieser Zeit, mit orangen Kugellampen, olivgrünen Teppichwänden und -sitzen und dunkelbraunen Tischen. Zu zweit teilten wir uns eine Portion Pommes frites. Dafür reichte das Sackgeld gerade. Als Kind habe ich italienische Schlager wie Muttermilch aufgesogen. Das Radio lief den ganzen Tag. Eine Kusine war Elvis-Presley-Fan und hatte eine grosse Plattensammlung. Wann immer ich bei ihr in Italien weilte, hörte ich Elvis. Dann kamen Cliff Richard, die Shocking Blues mit «Venus», später Jimi Hendrix, Janis Joplin, die Stones und die Beatles. Ich hatte ein kleines Transistorradio, mit dem ich nachts unter dem Kissen Radio Luxemburg hörte. Das war damals der Sender mit anderer Musik. Ich mag mich noch gut an das Jahr 1968 erinnern, wie wir Tagesschau schauen und mein Vater entsetzt war, dass die Schweizer Polizei mit Wasserwerfern gegen Demonstranten vorging. Das erinnerte ihn an den Krieg. Er konnte auch die demonstrierenden Jugendlichen nicht verstehen, die hatten doch alles.

#### **Wie ging es für dich nach der Schule weiter?**

Ich besuchte die Handelsschule, arbeitete zwei Jahre als Sekretärin in Genf und wurde dann an der Schule für Soziale Arbeit in Zürich aufgenommen. Ich genoss diese drei Jahre sehr. Mir Zeit nehmen zu können, um mit anderen Leuten über ein

Thema zu reflektieren, war für mich Luxus. Das hatte ich weder zu Hause noch in der Schule. Während des letzten Jahres arbeitete ich bei Condiem, einer Frauenberatungsstelle für Emigrantinnen. So begann meine Politisierung. Zum ersten Mal sah ich die Emigration in einem grösseren Zusammenhang.

### ***Wie erlebst du den heissen Sommer 1980?***

Ich weiss nicht mehr genau, wie ich zur Achtziger Bewegung stiess. Eines Tages ging ich an die Demos und kam mitten ins Geschehen. Im AJZ machte ich bei der Spuntengruppe mit. Das waren unkomplizierte Leute. Das Nötigste für meinen Lebensunterhalt verdiente ich mit Hortvikariaten. Für mich war das AJZ wie ein Familienersatz. Ich kannte die Leute, und die Leute kannten mich. Es war egal, wer du warst, das gefiel mir total. Einmal organisierten wir eine Italowoche mit einem wunderschönen Schlussabend. Wir mussten 240 Portionen Lasagne kochen. Die Aktionshalle war rot-weiss-grün geschmückt. Nach dem Essen wurde der Film «Django» gezeigt. Als die Kamera auf seine stahlblauen Augen zoomte, kreischte die Halle. Es kam mir vor wie in Italien, so heiss war die Stimmung.

### ***Was hatte das AJZ mit Italien zu tun?***

Es gab Zweit-Generation-Italiener in der Bewegung. Ich war ja nicht die Einzige. Dann waren da Tessiner, die Verbindungen zu den italienischen Autonomen und zu den roten Universitäten in Padova und Bologna hatten. Diese Italowoche war ein Gesamtkunstwerk: Essen, Politik, Kultur und Kitsch – alles, was du wolltest! Im AJZ habe ich das Organisieren von solch grossen Anlässen gelernt. Ich stand mitten im Leben, mit allem, was dazu gehört: Liebe und Herzensbrüche, Auseinandersetzungen über Beziehungen, Emanzipation, Unterdrückung, über Politik, Geburtenkontrolle und Ernährung. Es war fantastisch, hier in Zürich diesen grossen Aktionsraum zu haben, etwas machen zu können, das nicht in starren Strukturen ablief, nicht hierarchisch organisiert war und wo schnell auf Veränderungen reagiert werden konnte.

### ***Wurdest du im AJZ mit Problemen konfrontiert?***

Als der zweite Umbau kam, begann es zu kriseln. Es gab Konflikte um die Ver-

teilung des Geldes. Man begann sich innerhalb der Umbaugruppe zu bekämpfen. Auch der Drogenraum war für jene Zeit eine Schuhnummer zu gross. Du konntest nicht mehr kontrollieren, was dort drin abging. In der Nacht erlebten wir bedrohliche Situationen. Wenn jemand aufgelöst an die Bar kam und sagte, da draussen sei ein Dealer mit einem Messer, dann sprangen wir alle auf und stellten ihn hinaus.

Als das AJZ zum ersten Mal geschlossen wurde, gingen die Demos und Aktionen wieder los. Auf der Limmatstrasse bauten wir eine Barrikade mit flimmernden Fernsehern. Den Strom bezogen wir aus dem AJZ. Das war eine Provokation. Die Polizei stand ratlos herum. Das Fernsehen war für uns der Inbegriff von Langeweile und allem Kleinkarierten.

### ***Wie seid ihr auf diese Ideen gekommen?***

Die Ideen lagen in der Luft. Wir haben daraus etwas gemacht, ohne dass einer davor stand und sagte, das war meine Idee. An den Demos hatte ich Angst vor Gewalt. Anlässlich eines Kinks-Konzerts im Kongresshaus, das wegen der hohen Eintrittspreise gestürmt wurde, kesselte uns die Polizei ein. Wir wurden verhaftet und in Kastenvagen in die Kaserne abtransportiert. Männer und Frauen wurden voneinander getrennt. Wir wurden der Reihe nach verhört, ich immer als Letzte. In einem winzigen Raum flippte ich aus. Ich hatte Platzangst, schrie und polterte an die Tür. Schliesslich wurde mein Hausarzt benachrichtigt. Ich erhielt eine Beruhigungsspritze, und eine halbe Stunde später liessen sie mich gehen. Das brachte mir eine Busse wegen Landfriedensbruch ein. Dieses Erlebnis stösst mir selbst nach zwanzig Jahren noch auf, vor allem weil ich Angst hatte, ich könnte ausgeschafft werden. Ich bin bis heute italienische Staatsangehörige geblieben.

### ***Wie ging es nach der definitiven Schliessung des AJZ weiter?***

1982 machte ich beim Houdini mit. Das war eine Kultur- und Aktionsgruppe, die im Kino Walche Konzerte, Theater und Performances veranstaltete. Dann stieg ich bei einem Theaterprojekt ein, dem «Tango Palace». Das war ein Engagement auf Zeit. Ich wusste, ich würde nie Schauspielerin werden, aber ich war am Thema und an der Erfahrung interessiert. Ich hatte Verwandte, die nach Buenos Aires ausgewandert waren und die ich nie kennen gelernt hatte. Das weckte Sehnsüchte in

mir, und ich war vom Tango besessen. Beim Stück von J. L. Borges ging es um ein klassisches Macho-Eifersuchtsdrama im Einwanderermilieu von Buenos Aires. Die Premiere der für die damalige Zeit schrägen Inszenierung fand am Theaterspektakel 1983 statt. Wir wurden vom Publikum buchstäblich überrannt und gingen erfolgssicher auf Tournee. So brachten wir den Tango wieder nach Europa, das heisst nach Freiburg i. Br., Hamburg, Köln, Wuppertal, Amsterdam und an den Steirischen Herbst nach Graz. Als wir nach Zürich zurückkamen, hatten wir alle Schulden, weil wir für die grosse Crew von 17 Leuten falsch kalkuliert hatten. In Amsterdam oder Hamburg konntest du eben nicht denselben Eintrittspreis verlangen wie in Zürich. Zu Hause war tote Hose. Die Bewegung war zerstört, das Houdini gab es nicht mehr, und ich hatte keinen Job. Ich fiel in ein Loch.

### ***Wie hast du dich wieder aufgefangen?***

Ich erzählte meinem Arzt von meiner Ratlosigkeit, und dass ich nichts mehr mit mir anfangen könne. Er arbeitete an einem Dokumentarfilm über Depressionen und lud mich zur Mitarbeit ein. Das war eine spannende Erfahrung. Ich erinnere mich noch vor allem an einen Satz: dass für mich die Bewegung ein Ausstieg aus dieser Gesellschaft war und ich nicht ein zweites Mal aussteigen konnte. Ich hätte in meinem Zustand durchaus in die Drogen abgleiten können.

### ***Hat dich nicht auch das Theaterprojekt enttäuscht?***

Für mich war es zu hierarchisch organisiert. Die künstlerische Leitung und die Stars standen zuoberst, dann kamen die Schauspielerinnen und Schauspieler, zuunterst waren die Techniker. Das war nicht meine Welt.

### ***Gab es solche Unterschiede auch im AJZ?***

Ich hatte zum Beispiel Hemmungen, mit den Frauen vom Frauenzimmer zusammenzuarbeiten, weil ich mich ihnen unterlegen fühlte. Sie wussten mehr als ich. Ähnlich war es in der Kultur- und Pressegruppe. Es waren eben doch nicht alle gleich, es gab durchaus Unterschiede. Alle, die bereits politische Erfahrungen hatten, waren von Anfang an in einer besseren Stellung. Für mich war alles neu und musste erst noch gelernt werden.

### ***Was machst du heute?***

Ich bin Mutter von einem neun- und einem dreizehnjährigen Sohn. Seit 1984 bin ich als städtische Gemeinwesenarbeiterin im Kreis 5 in Zürich beschäftigt, einem Stadtteil mit hohem AusländerInnenanteil und vielen sozialen Problemen.

Von meinen Erfahrungen während der Achtziger Bewegung ist mir vor allem das «öppis durezie» geblieben. Ich lernte, wie man zusammen mit Leuten etwas planen und durchführen kann. Nur musste ich mich noch in Geduld üben. Gemeinwesenarbeit reicht vom Aufbau von soziokulturellen Einrichtungen über Kinderarbeit an der Langstrasse bis hin zur Bereitstellung von Räumen für Gruppen aus dem Quartier, seien es tamilische Eltern, die Sprachkurse für ihre Kinder in ihrer Muttersprache machen, oder Kurdinnen und Kurden, die einen Raum für ihre Volkstanzgruppe suchen.

Neu kommt auf die Gemeinwesenarbeit die Stadtentwicklung in Zürich West zu. Wir versuchen mit am Ball zu bleiben, um die Bedürfnisse der Bevölkerung einzubringen. Damit nicht nur Nutzungsziffern und Maximalrenditen die Planung bestimmen, sondern die Leute in den neuen Siedlungen im ehemaligen Industriequartier sich auch wohl fühlen. Es braucht Angebote für Kinder, Jugendliche und Alte. Diese Bedürfnisse müssen in der Planung frühzeitig berücksichtigt werden. Nicht zuerst Wohnsilos hinstellen und dann fünfzehn Jahre später nach Problemlösungen suchen.

### **Singen als Kick – nicht aufgeben, weiter!**

*Astrid Spirig. Geboren 1954 in Diepoldsau, Kanton St. Gallen. Kaufmännische Angestellte und Sängerin bei der ersten Schweizer Frauen Punk- und New-Wave-Band «Kleenex»/«Liliput». Arbeitet heute als Anwaltssekretärin in Zürich.*

*Interview: Heinz Nigg*

Mein Vater war Maschinenschlosser, meine Mutter machte Heimarbeit. Als ich in die Schule kam, zügelten wir nach Engi, Kanton Glarus, und ein Jahr später nach Adliswil im Kanton Zürich, wo sich mein Vater zum Betriebsleiter emporarbeitete. Dort blieb ich, bis ich die Lehre fertig hatte.

Ich war ein eigenwilliges Kind. Wenn ich etwas Blaues wollte, musste es wirklich blau sein und nicht etwa hellblau. Später in der Punk-Zeit sagte ich einmal: Ich will alles. Alles musste immer völlig mit mir übereinstimmen. Als Kind träumte ich viel und begann zu schreiben. Einige meiner Texte – Gedichte gegen den Krieg – wurden in der Zeitschrift Beobachter abgedruckt. Ich machte mir Gedanken darüber, wie die Menschen miteinander umgehen und wie die Welt sein sollte. In der Schule war ich die Kleinste und Frechste. Wenn der Lehrer uns mit angemalten Nägeln erwischte, wurden wir nach Hause geschickt. Ich strich den kleinen Fussnagel an, um zu schauen, ob er es bemerken würde. Ich war die Rebellin in meiner Klasse.

#### **Wie verbrachtest du die Freizeit?**

Ich machte immer «Lehrerlis». Es gab immer kleine Kinder, die lesen lernen wollten. Ich war eine Leseratte. Am meisten faszinierte mich die «Rote Zora». Dieses Buch las ich sicher hundert Mal. Die Rote Zora war auch ein spezielles Kind. Ich bewunderte sie, wie sie sich gegen die Widerwärtigkeiten in ihrem Leben durchsetzte.

Mit meinem jüngeren Bruder musste ich das Zimmer teilen. Das war für mich ein Horror, weil ich allein sein wollte. Wir hatten das übliche Geknatsche zwischen Bub und Mädchen. Da warf er doch einfach seine Unterhosen auf mein Bett, und ich explodierte natürlich. Überhaupt: Er war ein Bub, der draussen im Freien spielte, und ich war ein Stubenhocker und Bücherwurm. Erst als Erwachsene fanden wir durch die Musik einen Draht zu einander.

#### **Was gaben dir die Eltern mit auf den Weg?**

Meine Mutter hatte etwas Spielerisches an sich. Wenn der Boden geschrubbt werden musste, setzte sie mir einen Papierhut auf den Kopf und befestigte zwei Putzlappen an meinen Füßen. Das waren die Schneeschuhe, und ab ging es ins Wintermärchenland. Mit solchen Spielchen brachte sie uns Kinder dazu, die unangenehmen Pflichten zu erledigen. Das war ihre Art von Kreativität, und davon habe ich viel mitbekommen. Mein Vater sprach stets von Gerechtigkeit. Alles musste immer gerecht verteilt werden. Doch politische Diskussionen gab es bei uns nicht. Auch waren meine Eltern keine Kirchgänger. Als kleines Kind suchte ich immer jemanden, der mit mir in die Kirche kam.

#### **Was zog dich in die Kirche?**

Die Atmosphäre von Reinheit und Stille. Ich ging in die katholische Kirche und wurde auch gefirmt. Mit sechzehn Jahren trat ich aus, weil ich gegen den Krieg war, und die Kirche die Waffen segnete. Auch dass der Papst gegen die Pille war, trug dazu bei, dass meine positiven religiösen Gefühle in Kirchenhass umschlugen.

#### **Was machtest du nach der Schule?**

Ich entschied mich für eine kaufmännische Lehre. Danach arbeitete ich zuerst in einer Bibliothek, darauf sieben Jahre als Korrektorin beim «Tages-Anzeiger». In dieser Zeit begann ich intensiv zu schreiben. Ich machte in der «Werkstatt schreibender Arbeiter» mit. Wir schrieben über politische und gewerkschaftliche Themen, über Drogen und die innere Rebellion gegen die Gesellschaft, über das Frausein/Mannsein und über Geschlechterbeziehungen. Es war die grosse Zeit der Simone de Beauvoir. Wir produzierten kleine Geschichten-Bücher und setzten sie in Umlauf. Gleichzeitig war ich aktiv in der Frauenbefreiungsbewegung. Ich baute dort eine Selbstuntersuchungsgruppe auf. Damit Frauen zum Beispiel selbst herausfinden konnten, ob sie schwanger waren. Eines Tages hörte ich zum ersten Mal die Frauenband «Kleenex», die später «Liliput» hiess. Am Anfang konnten die nicht mehr als drei Griffe auf der Gitarre. Dass Frauen Musik machten, beeindruckte mich so sehr, dass ich mit ein paar anderen Frauen zusammen ebenfalls eine Band gründete. Ich hatte schon immer gerne gesungen. In der Schule musste ich jeweils an den Examen vorsingen oder Gedichte vortragen.

Am nächsten Wochenende mieteten wir Instrumente, begannen unter dem Namen «Neon» zu proben und hatten schon bald unsere ersten Auftritte. Dann gab es bei «Kleenex» einen Wechsel. Die Sängerin ging, und ich wurde gefragt, ob ich zum Vorsingen käme. So bin ich zu ihnen gestossen. Die Band bestand aus der Künstlerin Klaudia Schifferle sowie Marlen Marder. Manchmal war auch Beat Schlatter als Schlagzeuger mit von der Partie. Um meinen Unterhalt zu verdienen, arbeitete ich bei einer Treuhandgesellschaft, die mich als Paradiesvogel «hielt» und stolz auf mich war. Den Kaffee durfte ich den Kunden allerdings nicht servieren.

### **Was war besonders an «Kleenex»/«Liliput»?**

Die Art und Weise, wie unsere Musik entstand. Wir trafen uns im Übungskeller, und los ging es: Vier Stunden Gekreisch und überhaupt keine Musik. Alles nahmen wir auf Band auf. Dann fanden wir plötzlich, wow, dort, nach anderthalb Stunden, hatte es eine wahnsinnig gute Stelle. Wir spulten zurück, hörten uns die Stelle nochmals an und jamten an diesem Punkt weiter. Daraus entwickelte sich ein Stück, und dann schrieben wir den Text dazu. Wir waren immer auf der Suche nach neuen Klängen.

### **Wir wurdest du von der Band, die vor dir ja schon seit drei Jahren bestanden hatte, akzeptiert?**

Die beiden Frauen waren ein festes Team, aber sie nahmen mich mit offenen Armen auf. Doch es existierte bereits ein derartiger Kult um «Kleenex», dass von aussen automatisch angenommen wurde, alles käme immer von Klaudia Schifferle und Marlen Marder und ich würde noch ein bisschen dazu singen. Ich wurde also selten als kreativer Teil von «Kleenex»/«Liliput» wahrgenommen. Das war manchmal schwierig.

### **Wie entwickelte sich eure Musik weiter?**

Wir gingen viel auf Tournee – nach Deutschland und Frankreich. Es war uns egal, wenn wir nicht viel verdienten, Hauptsache es machte Spass. Die Gage teilten wir mit allen, auch wenn wir zu zehnt unterwegs waren. Es ging also nicht um Musik als Beruf, sondern um lustvoll zu leben. Die Leute strahlten, wenn sie uns hörten. Das war für diese Zeit wichtig, auch für die Achtziger Bewegung: Fun. Und etwas von diesem Fun fandest du in der Musik von «Kleenex»/«Liliput».

Ein Stück hiess «China»; das wurde ohne Schlagzeug gespielt, dafür hämmerte Klaudia den Takt mit Schlagzeugknebeln auf ihren Basssaiten. Ich liess einen Text auf Chinesisch übersetzen und sang ihn selbst. Zwischendurch hatte es Breaks, wo es einfach still war. Das Punk-Publikum sang den Refrain wunderbar in diese Pausen hinein. Diese direkte Kommunikation war schon eine Eigenart von «Kleenex»/«Liliput».

### **Wie war das Klima in der Zürcher Musikszene?**

Wir waren wie eine Familie, und vieles war am Blühen. Unser wichtigster Auftrittsort in Zürich war die Rote Fabrik. Da hatten wir auch unseren Übungsraum, da jamten wir mit anderen Bands wie den Yello, trafen uns mit den Bandmitgliedern von Blue China. Durch Klaudia gab es viele Berührungspunkte zur damaligen Kunst- und Filmszene. Alles ging ineinander über, und jeder half dem anderen, ohne neidisch zu sein. Auch unser Publikum war gemischt, reichte von «älteren» Leuten aus der Kunstszene hin bis zu sechzehnjährigen Punks.

### **Wie reagierte eure Band auf die Achtziger Unruhen?**

Wir sind mit der Achtziger Bewegung gewachsen. Wir fanden es toll, dass es das AJZ gab, traten dort auch auf, aber es war nicht unser Zuhause. In der Roten Fabrik gefiel es uns besser. Ich ging an die Demos. Das war mir vertraut. Ich hatte schon als junges Mädchen in Zürichs erstem AJZ verkehrt, im so genannten Bunker. Das war 1970/71. Ich spürte wieder diesen uralten Groll; der Hass auf das Ganze kam wieder hoch. Nicht wegen mir, denn ich fühlte mich schon zu alt, um im AJZ zu verkehren, sondern eben wegen dieser Jungen, die, wie wir in den Siebzigerjahren, wieder keinen Ort für ihre Kultur hatten. Ich regte mich über die Tränengaseinsätze auf, über die Art und Weise, wie alle aus der Achtziger Bewegung über einen Kamm geschert wurden: «Das sind alles «grusigi Sieche», die nicht arbeiten wollen, und Kriminelle, die draussen mit einer Bierflasche schlafen und nachts Passanten ausrauben».

Für mich war die Achtziger Bewegung mehr als ein Kampf um ein AJZ. Für mich war es ein Aufschrei: Jetzt zeigen wir, wie die Verhältnisse wirklich sind, und die Gesellschaft soll sich subito mit den wahren Problemen auseinandersetzen, anstatt jedes Zeichen des Protests zu unterdrücken. Die Punks brachten durch ihr Outfit klar zum

Ausdruck, wie sie die Gesellschaft sahen: als heuchlerisch und verlogen. Sie hatten voll meine Sympathie, auch wenn ich einen Job hatte, genügend Geld verdiente und kein Punk in dieser Bewegung war.

### ***Welcher Zusammenhang bestand zwischen Protest und Musik?***

Ich hatte schon 1979, als ich zu «Kleenex»/«Liliput» stiess, die Konsequenzen aus meinen Erfahrungen gezogen: Ich wollte etwas bewegen. Singen war eine Möglichkeit, meinem Publikum einen Kick zu geben, Mut zu machen: Nicht aufgeben, weiter! Auch wenn alles wieder kaputt gemacht wird, weiter! Auch in unseren irren, dadaistischen Texten kam diese Haltung zum Ausdruck: «Ich habe Angst vor Geistern wie dir / Lachen, lachen über mich / Lachen, lachen über dich / in den Fängen des Luxus». Der Inhalt unserer Musik war mir das Wichtigste, und dass es Spass machte. Es war eine Art von lustvoller Belehrung.

### ***Bis wann gab es euch als «Liliput»?***

Bis 1983. Dann wollte ich eine Musical-Schule in New York besuchen, weil wir in unseren Bühnenauftritten vermehrt visuelle Elemente einbauen wollten. Ich wurde schwanger und musste mich zwischen New York und dem Kind entscheiden. Die Wahl fiel auf mein Kind, obwohl ich wusste, dass ich es alleine aufziehen würde. Ich arbeitete wieder bei meiner Treuhandgesellschaft. An die Musik knüpfte ich nicht mehr an, weil ich mich voll als Mutter engagieren wollte. Später bildete ich mich zur Körpertherapeutin aus, und heute arbeite ich als Sekretärin bei einer Rechtsanwältin und habe wieder Zeit zum Schreiben gefunden.

### ***Was hat sich in deinen Texten verändert?***

In den Siebzigerjahren war ich eine so genannte Betroffene, die gegen die Ungerechtigkeit anschrieb. Heute schreibe ich mehr lustbetont. Von meiner Zeit mit «Kleenex»/«Liliput» ist mir das Vertrauen geblieben, dass es immer weitergeht. Wir hatten manchmal null Stutz und ernährten uns einen Monat lang nur von Käseknudeln. Alles Geld ging in die Musik. Es war ein spielerischer Umgang mit dem Leben. Heute habe ich keine Angst vor nichts. Auch das Gefühl, dass man etwas bewirken kann, ist weiterhin da.

### ***Was, denkst du, halten die Jungen heute von der Generation der Bewegten?***

Es ist sicher schwierig für sie, zu begreifen, aus welchem Stoff unsere Träume waren. Es ging ja nicht nur um kulturelle Freiräume, sondern um unsere Sehnsucht nach einer anderen Welt. Manchmal denke ich, dass unser damaliges unkonventionelles Verhalten sie heute in eine konservative Haltung drängt. Keine Generation vor uns hatte das Problem, mit ihren Müttern im selben Discoladen zu tanzen. Mein sechzehnjähriger Sohn möchte vor allem seine beruflichen Chancen optimal nutzen.